Germ.sp.
80.x

Germ. sp. 8° x

Germ. sp. 80

Ueber die Ursachen der Verarmung in Nordischen Handelsstädten, und die wirksamsten Mittel, denselben zu begegnen.

Von

J. G. Büsch,
Prof.

Hamburg,
gedruckt von J. N. Albers. 1785.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Den ersten Beweis von dem Wolstande eines Staats nimmt man gewöhnlich von der Grösse seiner Städte, von der in diesen lebenden Menschenzahl, und, wenn der ganze Staat nur Eine Stadt ist, von der Zahl ihrer Einwohner. Dieser Beweis ist insonderheit einem solchen Reisenden auffallend, der wenig mehr als die Städte mit Aufmerksamkeit sieht, aber doch auch Grund hat, von der Menge der Einwohner, die er in diesen beisammen sieht, auf die Menge der Einwohner des umliegenden Landes zu schliessen, die denselben ihren Lebensunterhalt verschaffen. Es ist ja auch eine der ersten Regeln der Staatswirtschaft, daß ein zahlreicher Bürgerstand die erste Erfoderniß sei, um eine lebhafte Betriebsamkeit und Geldes-Umlauf zu erwecken. Dies gelingt in manchem Lande schwerlich, oder bei vielen Künsteleien wol gar nicht, wenn dagegen in andern Landen ohne Zutuhn der Regenten so viele Städte entstanden, und einzelne so stark bevölkert worden sind, daß man wieder sagen muß: auch so ist es nicht recht, und der Städter sind hier zu viele im Verhältniß zu den Landleuten.

Der Umstand, welcher am meisten darüber entscheidet, aber bisher zu wenig von Schriftstellern über diese Materie beachtet zu sein scheint, ist das Clima. Dies giebt die Erfahrung. Von allen Zeiten her sind unter wärmern Himmelsstrichen die Städte geschwinde groß geworden,

und erhalten sich bei starker Bevölkerung; selbst unter solchen Regenten, die keinen Gedanken daran haben, auf die Bevölkerung ihrer Staaten und die Aufnahme ihrer Städte durch weise Verordnungen einzuwirken. Im Norden aber haben die Städte immer einen langsamen Anwachs gehabt, und ausser London und Paris stehen auch die blühendsten in der Anzahl ihrer Bewohner weit unter den volkreichen Städten im südlichen Europa. Der ganze Norden hat ausser den erwähnten beiden Städten keine, die an Neapel reichte, eine Stadt, an welche von ihren ehemaligen Regenten gewiß nicht der zehnte Teil derjenigen Vorsorge gewandt ist, welche so mancher Nordische Regent an einzele Städte in der Absicht wendet, sie recht volkreich zu machen, ohne daß es ihm deswegen sehr gelünge. Die Hauptsache aber zeigt sich darin: Selbst in denjenigen südlichen Staaten, in welchen eine gute Staatswirtschaft bisher sehr gefehlt hat, und die deswegen eine sehr schwache Bevölkerung im Ganzen haben, ist die Zahl der städtischen Einwohner übertrieben groß im Verhältniß zum Landvolk. In Spanien lebt, wie einer meiner Freunde berechnet hat, Ein Städter gegen drei Landleute. In Sicilien, einem Lande, das nur einmal seit zweitausend Jahren unter seinem König Roger eine Erfahrung von guter Staatswirtschaft gehabt hat, und seitdem fast zur Wüste geworden ist, verhält es sich eben so. Palermo hat bei mässigem Handel, und ohne eine Hofhaltung, als die des Vice-Königs, in seinen Mauren zu haben, seine 200000 Einwohner. Die Stadt Neapel hat deren 400000, und diese starke Bevöl-

völkerung ist nicht etwan dem Umstande zuzuschreiben, daß diese Stadt eine königliche Residenz ist. Denn dies ist sie allererst seit funfzig Jahren wieder, und hatte vorher in 230 Jahren nicht Einen König in ihren Mauren gesehen.

Die Ursache liegt ohnstreitig darin, daß bei uns der geringe Mann, wegen des rauhern Clima, Schwierigkeiten in Städten zu leben findte, die in südlichern Gegenden nicht Statt haben. Durch reiche Einwohner allein, welche die Mittel besitzen, oder durch solche, die dieselben durch ihre Arbeit sich reichlich erwerben, um sich alle, auch in diesem Clima nötige Bequemlichkeiten zu verschaffen, wird eine Stadt nicht sehr volkreich. Und wie könnte und mögte denn unser einer in einer Stadt leben, wo er nicht eine Menge Menschen um sich sieht, die unsern täglichen mannigfaltigen Bedürfnissen für einen geringen Verdienst gern zu Hülfe kommen? Sie fügen sich im Norden, wie im Süden, gerne zu uns; nur wenige, um von den Brosamen zu leben, die von des reichen Mannes Tische fallen, sondern bei weitem die meisten, um auf eine ganz andre Art, als wir, im Schweiß ihres Angesichts ihr Brod neben uns zu essen. Sie sind zufrieden, wenn ihnen dieß gelingt, werden auch noch nicht durch den Mangel einzelner Tage zu Boden geschlagen, wenn nur nicht Wochen und Monate daraus werden. Und diese werden bei uns so oft daraus, weil wir einen Winter haben, der den Arbeiten und dem Gelderdienst so vieler Tausende eben alsdann ein Ende macht, wenn ihre Bedürfnisse sich aufs höchste mehren.

Dieß Uebel drückt den geringen Einwohner in südlichen Städten Europens nicht. Sie haben auch ihren Winter, aber keinen solchen Winter, der irgend einer Art von Verdienst und Gewerbe so ganz ein Ende machen könnte, wie bei uns. Wer dort im Herbst angefangen hat zu bauen, kann im Winter fortfahren, und keiner der von ihm angestellten Arbeiter verliert sein Brod ganz. In jenen Seeplätzen stockt die Schiffahrt nie gänzlich. Wird sie gleich schwächer, weil keine Schiffe nach dem Norden absegeln können, so rüstet man doch indessen zu. Oder es ist ein Schiff vom Norden her noch spät angekommen, will ausgeladen oder reparirt sein, und giebt folglich mancherlei Arbeitern Verdienst. Die Hauptsache aber ist, daß dort der Winter keine neue Bedürfnisse entstehen und dadurch das Leben kostbar macht. In Neapel leben 40000 sogenannte Lazzaroni, das ist, Menschen, die kein Dach, Feuer und Heerd haben, und des Nachts in jeder Jahrszeit auf der Gasse da schlafen, wo sie nur eine Art von Obdach finden. Sie sind deswegen nicht Bettler, vielweniger Diebe, sondern arbeiten für jeden, der sie zur Arbeit ruft, finden leicht den Verdienst, der für ihre wenigen Bedürfnisse zureicht, und haben keine Jahrszeit zu fürchten, da sie der Abgang des Verdienstes aus der Stadt nötigte, oder, wenn sie dort verbleiben, zu Grunde richtete.

Auch dieß kömmt sehr in Betrachtung, daß man wirklich in nördlichen Ländern sich stärker nährt und nähren muß. Die Italiänischen Städte haben manchen Einwohner, der sich zu den bessern Volksklassen rechnet, aber nur von Schocolate

colate lebt, den er so, wie ihn sein Magen dazu nötigt, auf öffentlichen Häusern zu sich nimmt. Auch der geringe Mann bedarf viel weniger Nahrungsmittel. Brandtewein ist kein Bedürfnis für ihn, das unsern Arbeitern nicht nur einzeln so viel kostet, sondern auch den Preis anderer Lebensmittel zu erhöhen beiträgt.

Unter diesen Umständen kann eine weit grössere Menschenzahl dort sich entschliessen, in den Städten zu leben, und, wenn sie sich dazu entschlossen hat, es viel leichter dort aushalten, als bei uns, wo der Winter so manchem Menschen, der sich den Sommer durch kümmerlich nährte, so viele Nothwendigkeiten des Lebens eben alsdann entstehen macht, und die Kälte selbst seine Eßbegierde mehrt, wenn auf einmal sein Verdienst aufhört. Dieser Umstand trift die Manufacturstädte nicht so sehr, als die Handelsstädte. Jene können daher in Einem fortwachsen, wenn sich das Gewerbe bei ihnen recht festgesetzt hat, und keiner ihrer Einwohner, der an diesem Gewerbe Teil nimmt, kömmt im Winter deswegen in Noht, weil er nicht im Sommer auf die Nohtwendigkeiten des Winters vorgearbeitet hat. Birmingham war im Anfang dieses Jahrhunderts unbedeutend. Jezt hat es 40000 Einwohner, und nimmt in deren Zahl fortdauernd zu. Ich ging dort nordwärts über ein unbebauetes Feld nach Soho zu Herrn Boltons Manufactur, und sah ein grosses Gebäude auf einige hundert Schritte von der Stadt in der Anlage, dessen dicke Grundmauern eben aus der Erde hervorragten. Was für ein Gebäude, fragte ich, soll dies werden? Man antwortete

 mir:

mir: Eine Kirche. — Aber für wen denn eine Kirche? hier wohnt ja niemand. — Die Stadt wird bald auch hier sein: sagte einer von den Arbeitern. So geschwind ist von allen Seestädten im Norden keine empor gekommen, es mögte denn Leverpool sein. Aber diesem Platz sperrt der Winter bei der hohen Seefluht und Nähe der See nur selten die Fahrt. Er ist auch dadurch insonderheit so plötzlich angewachsen, da vor etwa zwanzig Jahren die Kunst Mittel erfand und anwandte, um dem Platz einen Hafen zu geben, der ganz durch Kunst bereitet, aber der beste ist, den man sich vorstellen kann; worauf sich alles Gewerbe, zu welchem dieser Ort so schön belegen ist, auf einmal dorthin zog. Aber von allen Deutschen und Niederländischen Seestädten ist keine, bei allen Begünstigungen von der Natur und ihrer zum Teil so glücklichen Verfassung, so geschwinde aufgeblühet. Der Hanseatische Bund hat bei allen Vorteilen, welche die Handlung dieser Städte durch denselben gewann, keiner, selbst seiner Hauptstadt Lübeck nicht, eine Bevölkerung von 100000 Menschen verschaffen können, wenn dagegen vor und zu eben der Zeit so manche See- und inländische Handelsstadt Italiens weit über diese Zahl stieg. Paris, London und das so geschwind aufgeblühte und noch immer sich vergrössernde Petersburg sind mir kein Exempel vom Gegenteil. Denn die beiden ersten sind auch Manufacturstädte, und alle drei sind durch den dort erwählten Aufenthalt ihrer Monarchen, und die Niederlassung so vieler zum Regiment dieser grossen Staaten beitragenden Personen groß geworden. In allen leiden ge-

wiß

wiß viele Tausende, die aus der Hand in den Mund zu leben gewohnt sind, im Winter eben die Noht, wie bei uns, und werden dem langsamen Tode ein trauriges Opfer. Der Anwachs von Paris und London ist auch das Werk von mehr, als einem Jahrtausend. Aber Hamburg steht nun bald tausend Jahre auf der Stelle, welche die Natur selbst für die Lage grosser Seestädte auszeichnet, ist fortdauernd im Anwachse geblieben, und in spätern Zeiten durch keine Eroberung oder Zerstörung, nur einmal durch eine schwache Pest in demselben gestört; es kennt keine Epidemien, genießt der Freiheit unter einer Constitution, welche ich mit warmer Ueberzeugung für die beste halte, die ein Freistaat in unsern Zeiten haben kann, sieht eine Waaren-Masse durch seine beiden Häven und seine Tohre durchgehen, dergleichen vielleicht nur wenig Seestädte unsrer Zeit aufnehmen und fortsenden, und von welcher doch jedes Stück einigen Verdienst seinen Einwohnern geben muß: und dies Hamburg hat nach fast einem Jahrtausend höchstens 100000 Einwohner. In einer fast ähnlichen Lage und unter sonst wenig verschiedenen Umständen zählt Bremen nur 40000 und Lübeck 30000 Einwohner.

Es ist doch wol unstreitig, daß seit einem Jahrhundert die Masse aller derer Waaren, welche durch diese drei Städte geht, wenigstens doppelt grösser geworden sei. Es würde mich zu weit führen, wenn ich diese Behauptung hier umständlich bestättigen wollte. Es sei genug, anzuführen, daß vor hundert Jahren die Amerikanischen Colonie-Waaren in dieser Handlung we-

nig ausmachten. Wenn gleich die Vorteile des Kaufmanns weit geringer, als ehemals, und durch so manche politische Umstände geschwächt sind, so kömmt es für mich nur auf diese durchgehende Waarenmasse an. Der geringe Mann, den der Lohn seiner Handreichung bei deren Zu- und Abfuhr nährt, verdient immer gleich viel dabei, es mag die Waare in Propre-Handlung, oder in Commission, oder blos in Spedition hieher kommen, oder sie mag dem Kaufmann, der ihn lohnt, hoch oder niedrig zu Buche stehen. Er verdient bei einem Faß des schlechtesten Tobacks so viel, als bei einer Kiste Leinen. Es wäre in der Taht kein Wunder, wenn durch diese Leute, und die, welche in dem dadurch vermehrten Geld-Umlaufe sich von diesen nähren, die Zahl der Einwohner sich wenigstens um die Hälfte vermehrt hätte. Unter einem Himmelsstriche, wo man keinen Winter zu fürchten hat, mögte Hamburg vorlängst Neapel in der Zahl der Einwohner gleich geworden sein. Hier im Norden wird es nie dahin kommen. Dort würde es auch seine Lazzaroni haben. Hier habe ich auch deren einzelne gesehen. Auch hier habe ich Menschen genug gekannt, die, ohne deswegen zu betteln, wenig mehr als ein solcher Lazzarone verzehrten. Aber ein jeder Winter, wie der leztvergangene war, und der jetzige werden zu wollen drohet, reibt sie bald auf.

Ich bin weit entfernt, es für das Glück eines Staats, er sei klein oder groß, anzusehen, wenn er zahlreich an Einwohnern ist, die zwar keine Bettler oder Diebe sind, aber sich doch äusserst kümmerlich behelfen. Aber es ist doch noch kein

Uebel

Uebel darin, wenn neben dem Bürger, der im vollen Ueberflusse seines Lebens genießt, Tausende ihre Existenz nohtdürftig fortsetzen können, und sich derselben in ihrer Art freuen. Wenn die Taube die besten Körner von einem abgeerndteten Felde auflieset, was hindert es sie, ob der Specht neben ihr das Gewürm eben des Feldes verzehrt? Man wird mir wenigstens in der Behauptung Recht geben, daß diejenige Anzahl Menschen geringen Standes, welche unter allen denen Schwierigkeiten, die das Clima ihrer Subsistenz entgegen sezt, doch noch neben uns in unsern Städten lebt, keineswegs zum Teil überflüssig, sondern für unsern Bestand nohtwendig sei.

Man wende mir nicht ein: warum haben wir denn in unsrer Stadt, die ihren Einwohnern so vielen Verdienst darreicht, so viele Verarmte? Ist dies nicht ein Beweis, daß wir noch immer mehr Menschen haben, als welche unsre Stadt nähren kann, und die zu unserem Bestande nohtwendig sind? Ich antworte jezt nur vorläufig: Wenn alle diese Menschen auf einmal vernichtet würden, so würden, eben durch eine Folge des Clima, aus den übrigbliebenen, die wir denn doch als uns unentbehrlich ansehen müßten, in wenig Jahren, wenn sie gleich Anfangs ihr hinlängliches Auskommen haben, eben so viele wieder verarmen. Immer würden in einer Stadt, deren Armen-Anstalten nicht auf diesen Gesichtspunct ernsthaft gerichtet sind, eine Menge der Niedrigen im Volk bei allen ihnen zugeteilten Almosen in einen solchen Zustand gerahten, daß man sie nachher nicht wieder zu der von ihnen vorhin geleisteten Arbeit

würde

würde ziehen können. Dann würde man erfahren, was man an diesen Leuten entbehrt. Man würde sich freuen, zu deren Ersetzung Fremdlinge herbeiziehen zu können, und die neuentstandenen Armen nach wie vor nähren müssen. Daß dies keine leere Voraussetzung, daß es wirklich der Gang der Sache insonderheit in unsrer Stadt sei, will ich bald beweisen.

Dies halte ich für sehr nohtwendig, um dem Kaltsinn derjenigen zu begegnen, welche, durch jenen Gedanken verleitet, so gern allen Vorschlägen zu einer bessern Armen-Versorgung entgegen reden. Sie sehen die Armuht als ein nohtwendiges Uebel an, dem man nimmermehr aus dem Grunde abhelfen können werde, und welches man nur so zu mildern suchen müsse, wie es durch unsre viele öffentliche und Privat-Almosen wirklich geschieht. Ein nohtwendiges Uebel ist es freilich. Dies behaupte auch ich. Aber man hilft auch dem unvermeidlichsten Uebel dann am besten ab, und schwächt wenigstens dessen weitere Zunahme, wenn man dessen Quellen und die Art, wie es entsteht, gehörig untersucht. In Hamburg herrscht so viele Woltähtigkeit, als vielleicht an keinem Orte im Verhältnis zu dessen Reichthum und Wolstande. Aber bisher, liebe Mitbürger! ist es den meisten unter uns genug, so viel wolgetahn zu haben, als wir können. Wir folgen blos der Gelegenheit dazu, wie sie uns sich anbietet, und den einzelnen Auffoderungen, wie sie an uns gelangen. Aber aufs Ganze zu sehen, dafür scheuen wir uns noch zu sehr.

Ob ich durch mein Schreiben über diese Sache viel ausrichten werde? daran zweifle ich selbst.

Schrift-

Schriftstellerei fruchtet immer nur wenig an solchen Orten, wo schon viel Cultur ist, und noch weniger an solchen, wo man glaubt, mehr Cultur zu haben, als man wirklich hat. Ich sage nicht, daß letzteres der Fall für Hamburg sei. Aber wenn vor etwa sechzig Jahren die damaligen Verfasser des Patrioten von einem so wichtigen Gegenstande, als dieser ist, ernsthaft geschrieben hätten, so würden sie weit mehr ausgerichtet haben, als ich mir versprechen darf auszurichten. Damals las man solche Blätter mit einer Neigung, sich belehren zu lassen; denn man fühlte, man habe Belehrung nötig. Jezt nimmt man ein jedes Blatt, das uns belehren könnte, nur mit der Erwartung in die Hand, in demselben Unterhaltung auf eine Weile zu finden. Man glaubt zu geschwind, das alles, was man da lieset, schon einzusehen, und so bleibt es auf den Willen unwirksam. Indessen bleibt doch der öffentliche Druck gemeinnütziger Untersuchungen und Vorschläge noch immer das beste Mittel, sie zu verbreiten. Durch unsre gesellschaftlichen Gespräche sind nie wichtige Sachen zu Stande gebracht, und wenige auch nur vorbereitet worden. Auch in dieser wichtigen Angelegenheit wird man durch vieljähriges hin- und wiedersprechen nicht Einen Schritt weiter kommen.

Die Städte sind es insonderheit, in welchen die Bedürfnisse des Winters die Geringen im Volke drücken. Auf dem Lande findet jedermann tähtiges Mitleiden, den man frieren und hungern sieht. Der Landmann darf nicht erst mit seinem Beutel zu Rahte gehen, ob er einem durch Hunger und Frost in Todesgefahr gesetzten Men-

Menschen Brod zuteilen oder ihm einen warmen Winkel in seiner Hütte anweisen wolle. Selbst die Zigeuner konnten, wie ich vor dreissig Jahren selbst gesehen habe, auf beiderlei Hülfe des Landmanns im Winter sicher rechnen. Wer für einige Tahler einen Häusling aufnimmt, giebt ihm auch den Aufenthalt in seiner warmen Wohnstube, wo er doch einige Arbeit tuhn kann, die ihm etwas erwirbt. In Städten fällt dieß alles weg, und das Uebel wird durch die Ungewißheit von der Dauer und Strenge des Winters sehr vergrössert. In Rußland, wo man weiß, daß man auf einen Winter von wenigstens fünf Monaten zu rechnen habe, bleiben wenige von denen Menschen, die von dem täglichen Verdienst leben, den das Städtische Gewerbe giebt, den Winter durch in den großen Handelsstädten. Es sind mehrentheils Bauern, welche von ihren Gutsherrn die Erlaubniß erkaufen, für den Sommer zur Stadt zu gehen, und ihren Verdienst zu suchen. Dort nehmen sie mit einem Taglohn von 10 bis 15 Copeken vorlieb, leben kärglich, sparen über, und gehen, sobald der Winter eintritt, wieder heim. Eben diese Städte kennen fast gar keine Bettelei. Mich wundert in der Taht, daß, da wir den Landstrich, in welchem die sogenannten Hollandsgänger leben, so nahe haben, nicht von Alters her das Landvolk dieser Gegend sich dazu gewöhnt hat, in den Hansestädten im Sommer seinen Verdienst durch Tagelohn im Lastschleppen, Handlangen bei Bauten u. dgl. zu suchen. Der Verdienst in der Schiffahrt wird bekanntlich auf diese Art von manchen bei uns gesucht. Aber alles, was sonst

hier

hier von Tage= und Wochenlohn lebt, sitzt hier feste. Wir glauben doch auch, immer mit solchen Leuten besser daran zu sein, die bei uns ansässig sind. Auch beruhet der jetzige Bestand unserer Stadt, in Absicht auf deren schon vorhandene Gebäude, mit darauf, indem deren Wehrt von der Miete abhängt, welche diese Leute, so gut sie können, geben. Ich werde davon bald mehr sagen. Unsre gewöhnlichen Winter dauern nur etwa zwei Monate so, daß der zufällige Verdienst solcher Leute ganz abnimmt. Sie glauben es aushalten zu können, wenn sie zehn Monate durch nur etwas Verdienst behalten. Aber wie haben sich diese armseligen in dem letzten Winter betrogen gefunden! Vier volle Monate verdienstlos gehalten, hatten sie nun acht Monate durch vergebens sich bearbeitet, das einzuholen, was jener Winter sie zurückgesetzt hatte. Und nun drohet ihnen schon wieder ein gleiches Elend.

Wenn es dem Schöpfer gefallen hätte, eine besondere Gattung Menschen zu erschaffen, die, wie gewisse Thierarten, den Winter ohne Nahrung durchschlafen, das wäre die rechte Gattung Menschen für die geringe Volksclasse zu gemeinen Tagelöhnern und Handlangern in grossen Nordischen Handels=Städten. Erwünscht wäre es für sie, wenn sie gegen den Winter nur nötig hätten, sich ein trocknes Erdreich auszusuchen, dort eine Höle unter der Erde zu graben, und wie die Murmelthiere oder Fledermäuse den Winter in einem Todtenschlaf hinzubringen. Aber so ist es nun einmal nicht. Sie wollen im Winter so gut, wie im Sommer leben

und essen, weil sie nicht anders ihre Existenz fortsetzen können. Sie treten in den Winter ein, ohne den geringsten Vorraht an Gelde oder an Lebensmitteln für die Bedürfnisse desselben, vielleicht noch mit einem Bette, oder mit einiger Kleidung, dem einzigen, was sie besitzen, das geldeswehrt ist. Aber bald drängt der Hunger doch noch mehr, als der Frost. Kleid und Bett gehen zum Wucherer, und verschaffen eine kurze Aushülfe wieder jenen Feind, indem der letzte Schutz gegen diesen verlohren geht. Dann geht der Weg zur Gasse, wo Mann, Weib und Kinder betteln. Dem Hunger mag noch wol dadurch abgeholfen werden. Aber keiner kömmt dadurch zu einem solchen Vorraht, daß er sein Bett und Kleidung wieder einlösen könnte. So hält man es dann den Winter durch mit einander auf dem Stroh aus. Der beste Schutz gegen die Kälte, körperliche Arbeit, fehlt allen. Eins wird nach dem andern schwach. Die Kinder sterben bei der elenden unordentlichen Nahrung hin, oder bekommen böse Haut- oder Knochenschäden. So mancher Reisender hat mir angemerkt, daß man nicht leicht an einem Orte so viele Gebrechliche unter dem gemeinen Volke sehe, als in Hamburg.

Dieß ist die gewöhnliche, in jedem Winter sich wiederholende Geschichte der Verarmung von vielen hundert Familien aus der niedrigsten Volksclasse. Ich rede überhaupt hier nicht von solchen Menschen, die aus Liebe zum Müssiggange den Bettlerstand erwählen, sondern von solchen, die keinen Ruf zur Arbeit verschmähen, von solchen, die wir selbst gerne zur Arbeit rufen,

wenn

wenn wir sie brauchen, aber, wenn die zur Arbeit dienliche Jahrszeit zu Ende geht, wie eine ausgedrückte Citrone wegwerfen, und uns wundern, wenn sie die Nahrung flehend von unsrer Barmherzigkeit im Winter suchen, welche für denselben überzusparen, wir durch unsern, fürs städtische Leben viel zu kärglichen Lohn, sie nicht in Stand setzen. Zwölf Schillinge täglich für den Taglöhner, der nichts als Leibeskräfte, durch keine Kunst und Ueberlegung nützlicher gemacht, anbieten kann, müssen freilich, so lange er sie genießt, zu seiner und einiger wenigen Kinder Unterhaltung genug sein, so unbegreiflich es auch unser einem ist. Denn wir sehen es, daß manche Familie dieser Art blos davon ohne allen Neben-Verdienst lebt. Aber sie sind gewiß nicht anders, als unter der Bedingung zureichend, daß dieser Verdienst das ganze Jahr durch fortdauert.

Ich mag das Elend so mancher Familie dieser Art, wovon ich insonderheit durch meine Teilnehmung an dem medicinischen Armen-Institut so oft ein Augenzeuge werde, nicht durch eine Reihe von Erzählungen ausmahlen. Ich will nur Eine Bemerkung angeben, wozu ein jeder so gut, wie ich, gelangen kann. Ich merke mir die Gesichter aller Bettler auf meinen Geschäfts- und Spazierwegen sehr genau. Jezt ist die Zeit, da neben denen Bettlern, die Winters, wie Sommers, ihren besezten Posten haben, eine Menge neuer Gesichter erscheint. Aber nicht blos an den Gesichtern, sondern an dem Ton und der Schüchternheit, mit welcher sie betteln, erkenne ich, daß sie neu in diesem Gewerbe sind. Von diesen lasse ich mein ihnen gereichtes Almo-

 sen,

sen, wenn ich Zeit habe, mir durch eine kurze Erzählung ihrer Verarmung bezahlen. Fast alle sind Männer, oder Weiber von Männern, die ihren Verdienst bei niedrigen Arbeiten, oder in Gewerben, die durch die Jahrszeit unterbrochen werden, im Herbst verloren haben. Oder sie sind Weiber von Männern, die in solchen Arbeiten zu Schaden gekommen sind, auf dem Pesthofe liegen, oder dort schon gestorben sind. Eine gewöhnliche Klage ist dabei, daß sie nicht in Dienst gehen, oder durch Hausarbeit in guten Häusern etwas verdienen können, weil sie keine anständige Kleidung mehr haben. Denn das bleibt in allen Ständen wahr, daß das Kleid den Mann mache, und daß man, um auch zu niedrigen Beschäftigungen zu gelangen, nicht in Lumpen erscheinen dürfe. Von diesen neuangehenden Bettlern bin ich gewiß, die Gesichter nicht lange zu sehen. Sie sind am Ende des Winters gewöhnlich nicht mehr da, Gewiß nicht deswegen, weil eine glückliche Veränderung ihrer Umstände sie von der Gasse zurückgeholt hat. Sie werden durchs Elend aufgerieben, ehe sie in der Kunst des Bettelns so auslernen können, wie man darin auslernen muß, um sicher dabei zu bestehen. Denn Betteln ist doch auch eine Kunst, welcher Garzoni so gut, wie andern Künsten, in seinem Schauplatz aller Gewerbe ihr besonderes Capitel eingeräumt hat. Viele darunter, insonderheit vor unsern Tohren, gestehen mir bald freimütig, daß sie fremde sind, und durch die weltbekannte Hamburgische Woltähtigkeit angelockt, hier ihren Unterhalt suchen.

Gesezt, man sezte alle diese Menschen, von denen es ausgemacht ist, daß sie jezt brodlos sind, und, weil sie einmal so sehr heruntergekommen sind, es bleiben müssen, auf Schiffe, und schickte sie einem entfernten Weltteile zu; man liesse keinen in der Stadt, als der jezt noch sein Brod darin hat, und sperrte allen fremden Bettlern mit größter Strenge den Zugang: würden wir deswegen lange besser daran sein? Gewiß nicht! Denn mit Wegräumung aller dieser schon Verarmten wäre die Ursache der Verarmung, die jährlich eintretende Noht des Winters, nicht weggeräumt, und würde auf die, welche jezt noch ihr Brod haben, auf die alte Weise wieder wirken. Der erste schwere Winter würde eine grosse Anzahl derjenigen Familien, die sich den Sommer durch kümmerlich erhielten, in eben die Noht setzen. Ein Teil derselben, deren Broderwerber sich erträglich gesund erhalten, würde sich im nächsten Sommer erholen. Aber doch würde hier und dort ein Kind durch Hunger und Kälte ausgemergelt sterben; ein andres das Leben zwar erhalten, aber als ein Krüppel unsrer Woltähtigkeit wieder zuwachsen. Die meisten dieser Familien aber würden nicht wieder fähig werden, ihr Brod zu gewinnen. Dort würde der Vater, dort die Mutter erkranken und sterben. Krankheiten der Kinder bringe ich nicht in die Reihe derer Unfälle, die solche Familien aussaugen. Zwar sehe ich manchen rührenden Beweis der Liebe, mit welcher solche Arme die Wiederherstellung ihrer Kinder bei unserm Kranken-Institut suchen, weil sie diese Hülfe finden können. Aber wenn die Eltern selbst hungert, so entsteht

wenigstens der stille Wunsch, das bald kranke Kind ins Grab sinken und ihre Last erleichtert zu sehen. Nur, wenn sie lange leiden, wenn sie bei Drüsen- Geschwür- und Knochen-Krankheiten fortleben, dann tuht es ihnen wehe. Aber sie wenden nichts daran, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil sie nichts daran wenden können.

Würde die Stelle dieser mit jedem Winter verarmenden nicht ersetzt, so würde man bald einen Mangel an Tagelöhnern merken. Die übrig gebliebenen würden es in der Macht haben, ihren Lohn zu erhöhen, so daß derselbe ihnen einen Ueberschuß für den Winter geben könnte. So könnte diese Ursache der Verarmung zwar in Stillstand gesetzt werden. Aber so geht es nicht in einer Stadt, deren Anwohner glauben, nur dort erscheinen zu dürfen, um Verdienst aller Art zu finden. Die Stelle jener abgegangenen wird bald ersetzt. Auch wir Bürger lassen uns dies gern gefallen, um nicht den Lohn ihrer Arbeit, so lange wir ihrer benötigt sind, erhöhen zu dürfen. Diese Ankömmlinge setzen sich bei uns an, haben nach einigen Jahren einzeln eben das Schicksal, und vermehren die Zahl der Verarmten bis zu ihrer alten Menge.

Ich habe derer Unfälle nicht erwähnt, welche so manchen Mann, der sich der Armuht noch immer erwehrt hat, in seinen schweren Arbeiten selbst betreffen, und durch Lähmung oder Tod seiner Familie ihren Versorger entziehen. Dieser Unfälle sind so viele, und die Familien, welche sie betreffen, haben ein noch näheres Recht an die Vorsorge des Staats, als jede andre. Vor etwa acht Wochen führte mich mein Anteil an

dem

dem Medicinischen Armen-Institut in die Hütte eines Mannes, dem bei einem Bau das Schienbein in einer Länge von acht Zollen ganz zerschmettert war. Ich fand einen Mann, der bey dem Verdienst eines gemeinen Tagelöhners sechzig Jahr alt geworden, gesund geblieben war und seine Familie erhalten hatte. Aber welch eine Familie! Von acht Kindern waren nur zwei übrig, und von diesen eins mit einem bösen Beinschaden behaftet. Die Mutter, eine noch rüstige Frau, klagte mir, daß sie in ihrer ganzen Ehe nie einen Nebenverdienst hätte suchen können, weil sie immer mit ihren saugenden oder kranken Kindern zu tuhn gehabt hätte. Flehend bat der Mann mich um Beistand. Diesen leisteten ihm der Herr Doctor Schröder und Herr Chirurgus Waitz mit dem lebhaftesten und ruhmwürdigsten Bestreben, den Unglücklichen zu retten. Wir hatten eine Weile Hofnung, als ihn die Eiterung auszehrte, und den noch immer lebhaften Wunsch dieses Elenden, bei seiner Frau und Kindern noch etwas zu leben, vereitelte.

Auch derjenigen Vorfälle will ich nicht umständlich erwähnen, die den Mittelstand in Städten zum Bettelstab herabbringen, als in so fern auch unser Clima auf die Beschleunigung der Verarmung mit einwirkt. Wir haben viele Gewerbe, die der Mittelstand treibt, die aber zu stark besetzt sind; z. B. die kleine von der Krämer-Gilde freigelassene Krämerei, den sogenannten Holländischen- den Leinen- und Spitzen- den Thee- und Caffe-Kram. So manches junge Ehepaar, das einen kleinen Geldvorrath zusammenbringt, versucht es damit, hängt sein Schild eine Weile

 aus,

aus, kann aber keine Hausnahrung an sich ziehen, und verarmt, ehe es einen Versuch in andern Gewerbe machen kann. Insonderheit sind wir mit Leuten überhäuft, die kein anders Talent, als Rechnen und Schreiben, anzubieten haben. Ein Talent, dessen wir freilich sehr benötigt sind! Aber eben deswegen kommen der Menschen so viele auch aus der Fremde in der Meinung zu uns, daß sie nur ihre Handschrift vorweisen dürfen, um hier reichlicheres Brod, als zu Hause, zu finden. Man erlaube mir diese Gelegenheit, um auch den Ausländern zu sagen, daß sie doch ja keinen Menschen, der zu seiner ganzen Empfehlung nur dieses Talent hat, nach Hamburg herweisen mögen. Ich habe seit Jahresfrist allein drei Vorfälle gehabt, daß mir solche Leute auf den Hals gewiesen sind, für welche ich nichts bessers tuhn konnte, als ihnen Reisegeld zur geschwinden Rückreise zu geben. Hier ist es die gewöhnliche Ressourze aller derjenigen, deren Bestimmung für den Kaufmannsstand ins Stecken gerahten ist. Man hat mir versichert, daß hier sechshundert Personen leben, die teils wirklich gute Buchhalter sind, theils sich dafür ausgeben. Die Zahl derer, die sich vom blossen Abschreiben zu nähren suchen, ist vielleicht noch grösser. Es ist schwer, sich vorzustellen, wie sauer es diesen Leuten wird, sich zu erhalten. Wenn zufälliger Verdienst sie den Sommer durch erhalten hat, so drückt sie der Winter auf eben die Art, wie den Tagelöhner, nieder. Mancher muß alsdann die ihm gegebene Arbeit liegen lassen, weil er sich keine Feuerung bei seiner Sitzarbeit anschaffen kann. Ich habe

im vorigen harten Winter einen siebenzigjährigen Greis, dessen Arbeit mir vorzüglich Genüge tuht, durch die ihm zugeteilte Schreiberei und einzelne ihm ausgewirkte Woltahten mit Mühe erhalten. Den Sommer durch ist es ihm noch ziemlich ergangen. Aber nun ist der Winter wieder da. Ob ich ihn auch durch diesen bringen werde, weiß ich nicht. Noch in diesen Tagen erzählte er mir, daß er mit der Arbeit dreier Tage und eines Teils der Nächte drei Mark verdient, aber für Feuerung, Licht und Papier achtzehn Schillinge habe verwenden müssen.

Man verarge es mir nicht, daß ich von meinen vielen Erfahrungen von dem Elende einzelner Armen doch wenigstens einige einschiebe. Es geschieht wahrhaftig nicht, um mich als einen woltähtigern Mann darzustellen, als ich bin und nach meinen Umständen sein kann. Aber ohne solche Beispiele, die ich noch sehr häufen könnte, möchte mancher, der zwar vom Woltuhn nicht abgeneigt ist, aber sich scheuet, oder keine Veranlassung hat, sich die Armen und Elenden im Volke so nahe kommen zu lassen, und den Ursprung und Fortgang ihrer Noht zu untersuchen, das, was ich schreibe, für eine blosse Declamazion halten, dergleichen man so manche liest, und die ein jeder so leicht zusammen schreiben kann. Mehr als eine solche Declamazion würde auch dieser Aufsatz nicht geworden sein, oder lieber würde ich ihn gar nicht geschrieben haben, wenn ich mich nicht etwas mehr, als gewöhnlich, um die Armen bekümmert hätte.

Wir haben sechszehn würdige Geistliche in der Stadt, und zween in den Vorstädten,

 welche

welche ihre Amtsbeschäftigungen täglich zu den Hütten der Verarmenden und der Verarmten rufen. Ihnen entstehen die Beispiele des Anfangs und Fortgangs der Armuht noch viel häufiger, als mir. Ich hoffe, daß sie meine Schilderung davon nicht unrichtig, viel weniger übertrieben, vielleicht noch viel zu schwach ausgemahlt, finden werden; und nehme mir die Erlaubniß, sie zu bitten, daß sie dies denen bestättigen mögen, auf deren Herzen es einen guten Einfluß haben kann.

Seit bald zwanzig Jahren ist zu den Ursachen der Verarmung des geringen Mannes, wie der von höhern Volksklassen, Eine, nemlich das unselige Lotto, hinzugekommen, deren Schädlichkeit jeder Verständige laut eingesteht. Ich habe insonderheit dieselbe von der Seite bewiesen, daß es den noch in gutem Brod-Erwerb stehenden geringen Mann verleitet, vom Glücke das zu suchen, was er nur von Fleiß und Arbeit erwarten soll, und daß die Fürsten unsrer Zeit neben ihren übrigen Bemühungen, die Industrie in ihren Staaten zu befördern, nichts zweckwidrigeres hätten unternehmen können, als den geringen Mann in Spielsucht zu verleiten. Die Erfahrung hat gewiesen, daß die Betöhrung davon in den Nordischen Städten viel weiter gegangen ist, als man aus dem Grunde hätte annehmen mögen, weil doch in unsern Gegenden die Leidenschaften und die Einbildungskraft minder lebhaft sind. Aber hier ist ein Grund, von unserm Klima hergenommen, der auch dies zum Teil aufklären kann. In unsern Städten ist die Subsistenz des geringen Mannes viel ungewisser, als in

wär-

wärmern Gegenden. Man setze sich in die Stelle eines Mannes, der den Winter mit aller seiner Noht vor der Tühre sieht. Seine Arbeit und Verdienst hört auf. In dem gewöhnlichen Gange der Dinge sieht er kein Mittel voraus, sich und seine Familie durch den Winter durchzubringen, und muß auf Wunder hoffen, um nicht in die äusserste Noht zu gerahten. Solche Wunder hofft er vom Lotto. Der Zufall bringt ihm Zahlen vor die Augen, oder ihm träumt etwan davon. Schon glaubt er, in diesem Umstande den Anfang des Wunders zu sehen, das ihn aus seiner Verlegenheit retten soll. Aber auch ohne einen solchen Wunderglauben ist es dem Manne, der in dem gewöhnlichen Gange der Dinge keine Hülfe vor sich sieht, nicht zu verdenken, wenn er das lezte Geld, das er noch hat, anwendet, um zu versuchen, was das Glück für ihn tuhn wolle.

Ein wichtiges Gewerbe des Mittelstandes bei uns entsteht aus dem Besitz und der Vermietung der kleinen Wohnungen für den geringen, aber auch für den armen Mann. Es ist überaus wichtig für den ganzen Bestand unsrer Stadt, daß dieses Gewerbe mit Sicherheit fortgehe, und auch diese nun einmal vorhandenen Erben ihren, so viel möglich, gleichen Wehrt behalten; nicht nur, damit die Besitzer derselben behaltene Leute bleiben, sondern auch der reichere Mann sein in denselben belegtes Kapital als ein sicheres nutzbares Eigentuhm ansehen könne. Es gehört nicht hieher, zu erzählen, wie schlecht es um diese Sache noch vor wenig Jahren gestanden habe, und was durch die seit zwei Jahren mit den erwünschtestem Erfolg bestehende Credit-Casse für die Erben und

Grundstücke in dieser Stadt und deren Gebiet geleistet sei, an deren Direction ich bekanntlich bisher noch Teil nehme. Allein des Jammers darf und muß ich doch erwähnen, der den Armen unsrer Stadt aus der Schwierigkeit entsteht, die kleine Summe zusammen zu bringen, mit welcher sie das ihnen so nohtwendige Dach und Fach bezahlen müssen. Mancher Familie wäre blos dadurch geholfen, wenn ihr das hiezu nötige Geld zu der Zeit, da sie es braucht, gereicht würde, und sie ihren kleinen Verdienst zur Fortsetzung ihres Erwerbes anwenden dürfte. Wenn es damit im Sommer gut genug gegangen ist, so nimmt der Winter einen Teil des noch vorrähtigen Geldes, und die Martini-Miete den Rest, wenn ja noch etwas da ist, weg. Alsdann ist nichts zum Verlage mehr da, und aller Erwerb hört auf. Dies ist eine der ersten Ursachen, welche die anfangende Verarmung so fürchterlich in ihren Folgen machen, so daß dergleichen Leute nicht wieder zu Kräften kommen können. Ich habe seit verschiedenen Jahren einer Familie mich angenommen, deren Hausvater ein geschickter Metall-Arbeiter war. Aber durch Krankheit war sie heruntergekommen, und für jede kleine etwan bestellte Arbeit fehlte das Geld zur Auslage. Das Schicksal des unglücklichen Haufens war das gewöhnliche: Kinder wurden geboren und starben, oder wurden elend aus Mangel der Nahrung. Die Miete stand schon über ein Jahr in Schuld, und, kam einmal etwas Verdienst, so mußte es zum Mietsherrn, um der lange verwirkten Aussetzung vorzubeugen. Der Bruder der Frau war ehemals mein Zuhörer gewesen, und jezt in der Fremde Prediger in

recht

recht guten Umständen. Ich glaubte, es bedürfte nur einer Anzeige des elenden Zustandes seiner Schwester, und ihrer elenden Kinder. Ich schrieb ihm also, bat ihn, wenn er nichts mehr tuhn wollte, etwan Zwei Louisd'or jährlich zur Bezahlung ihrer schlechten Hütte anzuwenden, und schlug ihm vor, daß er sie an mich senden mögte, damit sie gewiß zu diesem Zwecke angewandt würden. Ich bekam auf den ersten und zweiten Brief, deren Empfang nachher nicht geläugnet ward, in einem vollen Jahr keine Antwort. Mein dritter Brief war natürlich etwas lebhaft. Ich glaubte den Mann hartherzig nennen zu dürfen. Dies brachte mir eine Antwort zuwege, von welcher ich die beiden lezten Perioden werde hersetzen dürfen: "Meine Grundregel in Ansehung meiner Anverwandten ist die, welche ich Matth. 12, 47:50 lese, und keine andre; und wäre sie noch so modern. Und Ew. werden mir erlauben, Dieselben in Ansehung Ihres Urteils über mich auf 1 Cor. 4, 3:5 zu verweisen. Sollte ich indessen einmal etwas übrig haben, und ich bekomme tristigere Beweise von ihrem (der Schwester) gebessertem Herzen, als die bisherigen waren, so werde ich das meinige zu tuhn wissen, wozu mich aber niemand zwingen soll, er sei, wer er wolle, und heisse, wie er wolle." H–s–ng–r.

Der Mann dachte also wohl nicht an alle die Sprüche, z. B. Matth. 6 und Luc. 6, in welchen Liebe und Wolthätigkeit selbst gegen die, welche uns nicht wol wollen, empfohlen werden, oder er rechnete sie zu den modernen Grundregeln.

Ich habe hierauf nicht geantwortet. Es ist mir nachher gelungen, diesen Unglücklichen Zuflüsse zu verschaffen, die sie in Stand setzten, sich der Miete-Schuld zu entledigen. Der Mann fand einige Arbeit, konnte zu seinen Auslagen rahten, und bisher scheint die vorige so lange gedaurete Noht verschwunden zu sein.

Bei der so ungewissen Bezahlung der Miete verlieren diese Gebäude natürlich sehr an ihrem Wehrt. Es war eine Zeit, da man sie nicht auf 15 Procent Einkünfte vom Kapital verkaufen konnte, und da selbst die Eigner der in denselben belegten Kapitalien diese lieber verloren gaben, als sie zu 10 oder 12 Procent Einkünfte an sich kauften. Mancher Mann aus dem Mittelstande ist dadurch auf eine traurige Art zu Grunde gerichtet worden. Es bedarf aber der Beispiele nicht in einer Sache, die so allgemein bekannt ist. Das Credit-Institut hat gewiß schon hunderten ihren Wolstand und ihr Eigentuhm gerettet, nicht nur denen, die als Eigner von solchen Häusern in dasselbe eingetreten sind, sondern auch solchen, welche nun ihre Capitalien sicher in solchen Erben stehen lassen können. Aber es muß doch manchen von sich weisen, der, durch die hohen Zinsen und nicht eingangene Miete geschwächt, sich seit Jahren ausser Stand gesehen hat, seine Gebäude gehörig zu unterhalten.

Es sei mir erlaubt, dieser Darstellung von den Ursachen und dem Fortgange der Verarmung einige wichtige Folgerungen anzuhängen.

Die erste ist: In einer Nordischen Handelsstadt ist die Vorsorge für die Armen auf eine ganz andere Art und viel genauer mit den übri-

übrigen Regiments-Sorgen verbunden, als in wärmern Gegenden und in Manufacturstädten. In diesen kann die Obrigkeit ihren Zweck als beinahe erfüllt ansehen, wenn sie sich der wirklich verarmten annimmt. In jenen aber muß sie auch schon den aus der Beschaffenheit der Gegend entspringenden Ursachen der Verarmung abzuhelfen suchen.

Die zweite: Die Vorsorge für die Armen ist am schwersten und bedenklichsten in denen nördlichen Handelsstädten, deren Winter so ungewiß ist, und wo doch so mancher Verdienst und kleiner Erwerb in jedem Winter, er sei kurz oder lang, so ganz aufhört. Was die Sache hauptsächlich erschwert, ist, daß in dem natürlichen Gange der Sachen, zu den schon vorhandenen Armen immer neue hinzukommen müssen, wenn gleich der Wolstand einer solchen Stadt immer derselbe bleibt. In jedem andern Lande, wo die Gewerbe gemischt sind, kann man rechnen, daß ausser den muhtwilligen Betlern nur diejenigen verarmen werden, welche in dem Gewerbe des Landes keine Nahrung finden können, folglich aus dem Ueberfluß der Einwohner. Bei uns aber entstehen die Armen selbst aus den arbeitsamsten Volksclassen, durch einstweilige Zurücksetzung in ihrem Nahrungsstande. Sie sind kein Ueberschuß von der uns nötigen Bevölkerung. Wir würden vielmehr verlegen sein, wenn nicht ihre Stelle durch andere zur Arbeit tüchtige bald wieder ersetzt würde.

Dritte Folge: Jede Armenpflege und Art der Woltähtigkeit, welche nur zum Zweck hat, den Bedürfnissen des schon in Noht geraht-

rahtenen einstweilig abzuhelfen, wirken der Ursache der Verarmung nicht entgegen. Sie sind um so viel weniger zulänglich, weil keine derselben zureicht, dem, der im Anfange der Verarmung ist, durch eine zu der Zeit nötige Unterstützung wieder aufzuhelfen. Sie behandeln überhaupt einen jeden nach seinem dermaligen Bedürfnis, und den, der jezt zuerst darbet, und dem noch wieder aufgeholfen werden könnte, wie denjenigen, der durch Alter und gänzliches Unvermögen für die bürgerliche Gesellschaft schon ganz verlohren ist.

Vierte Folge: Auch diejenigen Anstalten zur Versorgung der Armen, welche nach den Entwürfen unsrer frommen Vorfahren zu deren gänzlicher Versorgung errichtet worden, wirken nicht auf die Ursachen der Verarmung. Die Art der Armenpflege durch fromme milde Stiftungen, womit man sich in vielen nordlichen Oertern fast allein behelfen zu können glaubt, ist zu unsern Vorfahren aus dem Süden und mit einer Religion gekommen, deren Lehrer mit ihren Ermahnungen zur Woltähtigkeit auch nicht den geringsten politischen Zweck verbanden. Gesetzt, man bauete so viele und so große Hospitäler, daß alle jezt in Hamburg vorhandene Arme darin aufgenommen werden könnten, so würde der erste Winter der aufs neue Verarmten weit mehr wieder schaffen, als in jenen Hospitälern bei der nun erlangten Pflege weggestorben seyn würden, und man würde am Ende die halbe Stadt in Hospitäler umbauen können, ohne der unversorgten Armen viel weniger zu zählen. Ich läugne hiedurch den Nutzen

die-

dieser Zufluchtsörter für die keiner Wiederherstellung mehr fähigen Armen gar nicht ab.

Fünfte Folge: Ersatz des im Winter abgehenden Verdienstes, und Arbeit für die, welche von der Arbeit ihres ihnen abgestorbenen oder verunglückten Versorgers lebten, aber selbst noch arbeiten können, ist das einzige wirksame Mittel gegen jene Ursachen der Verarmung. Ich sage nicht, daß es das einzige Mittel gegen die Armuht überhaupt sei. Es muß aber das erste sein, bei welchem man anfängt, wenn man nicht der Armen immer mehr haben will. Auch den Manufacturstädten fehlt es nicht an Armen. So viele Zufälle des Lebens setzen einzelne ausser Stand, den ihnen noch offenstehenden Verdienst anzunehmen. Aber da, wo man dieser immer weniger hat, als derer, welche die Arbeit begierig suchen aber sie nicht finden können, da muß doch auf diesen Punkt vorzüglich gesehen, und für den Armen, der gern arbeiten will, muß anders gesorgt werden, als für den, der nicht arbeiten will oder kann.

Ich weiß, daß ich hier von einer Sache rede, welcher große Schwierigkeiten entgegen gesetzt werden können. Die erste und zu sehr gemisbrauchte Schwierigkeit ist diese, daß man eine solche zum Behuf der Armen errichtete Manufactur schon gleich von der Seite der Einträglichkeit ansieht und berechnet. Davon aber muß gar nicht die Rede sein. Gesetzt, eine solche Manufactur, welche 50000 Tahler jährlich an 2000 arbeitsfähige Arme auslohnte, verlöhre im Jahr 20 P. C. Diese 10000 Thlr. müßten

zwar statt der sonst gewöhnlichen Almosen von dem Publico herbeigeschaft werden. Aber hätten wir Wolhabende sie nicht ohnedem jährlich hingeben müssen? Und, weil doch jene 2000 Arme nicht von 5 Tahlern jeder hätten ihr Leben fristen können, wie viel hätten wir nicht von den übrigen 40000 Tahlern noch hingeben müssen, das wir jezt in unsrer Tasche behalten? Aber nun sind diese Armen wieder in den ordentlichen Weg bürgerlicher Beschäftigung gesetzt. Sie wirken mit ihrem Erwerb auf den Geldes-Umlauf gehörig wieder ein, und wir alle haben, jeder in seinem Betriebe, wieder Gutes von ihnen.

Eine zweite Schwierigkeit ist erheblicher. Diese ist die Schwierigkeit des Absatzes. Wenn so viele müssige Hände in Arbeit gesetzt werden, so macht das viel, und in eben dem Staate könnten andere Hände wieder müssig werden. Ich weiß, daß einer beträchtlichen Landstadt, die bei ihrer neueingerichteten Armen-Anstalt die Wollen-Manufactur zur Grundlage machte, von der Regierung des Landes selbst der Absatz gestört ward. Denn in einem Winkel des Landes bestand diese Manufactur in freiem Betriebe, und diese fing bald an Noht zu leiden. Aber in einem Staate, der nur aus Einer großen Stadt besteht, die bis dahin ihre Manufacturwaaren aus der Fremde gezogen hat, kann diese Schwierigkeit nicht auf eben die Art entstehen. Arbeitet man noch immer zu theuer, als daß ein ausländischer Vertrieb entstehen könnte, so ist der inländische eben so wichtig, vorausgesetzt, daß man dies Geld dafür doch sonst hinaus schickte.

schickte. Diesen inländischen Vertrieb darf man nicht durch Handlungsverbote erzwingen, wenn dieselben sonst nicht mit dem Gewerbe der Stadt bestehen können. Hat man einmal festgesetzt, daß auf die Manufactur verloren werden soll, so kann man mit den Verkaufspreisen so weit herab gehen, daß der ausländischen Waare der Zugang verschlossen bleibt. Will man das nicht, und giebt wegen des zu groß scheinenden Verlustes die Manufactur wieder auf, so ist man wieder, wo man vorhin immer war, und muß das, was man in dieser Manufactur nicht aufopfern will, und noch so viel mehr dazu, in Almosen hingeben. Meine Rechnung ist keinesweges kaufmännisch; das weiß ich. Aber sie ist staatswirtschaftlich; und als eine solche fällt sie am Ende eben so sicher einträglich aus, als wenn König Friedrich Millionen rein weggiebt, um dem Nahrungsstande seiner Untertahnen aufzuhelfen. Was wir an milden Gaben jezt weggeben, ist eben so gut Ueberschuß in unsern Cassen, als jene Millionen in der Casse des grossen Königs. Des Wegschenkens sind wir schon lange gewohnt. Aber wir mögten doch besser überlegen, wie und ob wir zweckmäßig wegschenken.

Die dritte Schwierigkeit ist die Direction eines so grossen mit der Armenpflege verbundenen Manufacturwesens. Wahr ist es, daß diese Direction, wenn die Sache so ins Grosse geht, wie sie für eine grosse Stadt gehen muß, keine Kleinigkeit ist. Wahr ist, daß es immer unendlich leichter bleibt, einigen tausend Menschen, die jeder sagen: mich hungert! mich friert! Geld und

Brod auszuteilen, damit sie nicht hungere, nicht friere, als zu fragen: warum hungert und friert dich? Ist es Mangel an Arbeit oder Faulheit, die dich in diesen Stand setzt? Und wenn jenes die Ursache ist, was für einer Arbeit bist du fähig, und was und wie viel kannst du arbeiten, damit dich nicht mehr hungere und friere. Wahr ist es auch, daß, wenn in einer Stadt, wo überhaupt wenig Woltähtigkeit bis dahin geübt worden ist, wo der Arme auf nichts, als zufällige Almosen hat rechnen können, wo keine feste Einkünfte zu dessen Verpflegung bestimmt sind, ein Vorschlag dieser Art getahn würde, derselbe unüberwindliche Schwierigkeiten finden müßte. Ja selbst in solchen Staaten, wo alles dieses anders sich verhält, ist man noch so weit von den richtigen Ideen einer schicklichen Armenpflege zurück, daß ein Vorschlag dieser Art ohne vieljährige Vorbereitung nicht auszuführen sein mögte. Mein Aufenthalt in England war viel zu kurz, als daß ich über die dortigen Einrichtungen in Ansehung der Armen mich hätte genau unterrichten können. Bekannt ist es, daß ein jedes Kirchspiel dort seine Armen unterhalten muß. Ich wußte aber auch aus Schriften, daß der Staat ein sogenanntes Law of Settlement habe, nach welchem kein Mann, dem in einem Kirchspiele Arbeit und Brod zu mangeln anfängt, in ein andres, wo vielleicht die Arbeiter fehlen, überziehen darf, wenn er nicht eine gewisse Summe mit sich bringt, mit welcher er sich hier niederlassen und einrichten kann. Er muß also da hungern oder betteln, wo er einmal ansässig ist. Aber das wußte ich nicht, was ich erst kürzlich aus des Mac Farlan vortrefli-

treflichen Enquiries concerning the Poor gelernt habe, daß in allen Zuchthäusern oder sogenannten Bridewells in Großbritannien gar nicht die Rede von der geringsten Arbeit sei, und die dort Eingesperrten bis zum Tage ihrer Entlassung durch einen erzwungenen völligen Müssiggang gestraft werden. In diesem Staate mag vielleicht selbst die Besorgniß entgegen stehen, durch die erzwungene Beschäftigung so vieler müssigen Hände den schon vorhandenen Manufacturen entgegen zu arbeiten.

Aber in einer Stadt, deren Bürger überhaupt zur Woltähtigkeit geneigt sind, und aus Gewohnheit und Bürgerpflicht so viele Geschäfte des gemeinen Bestens halber mit mühsamer und zum Teil kostenspilliger Geschäftigkeit verwalten; in einer Stadt, wo viele feste Einkünfte und schon eingerichtete Oerter zur Aufnahme und Versorgung der Armen sind; in einer Stadt, wo in der bisher gewohnten Armenpflege auf allen Jammer der Armuth, insonderheit auf Hunger und Kälte, Teilweise schon grosse Rücksicht genommen wird; in einer Stadt, die mit dem Manufacturwesen überhaupt nicht unbekannt ist, die auch schon ein Werkhaus hat, in welchem eine starke Anzahl als muhtwillige Bettler und Müssiggänger eingezogener Menschen zu allerlei nützlichen Arbeiten wirklich angehalten werden; in einer solchen Stadt muß die Schwierigkeit gewiß überwindlich sein.

Eine vierte Schwierigkeit, vielleicht die wirksamste, wenn sie gleich auf der Wageschale der Vernunft die unwichtigste sein sollte, sind in mancher Stadt die in derselben bestehenden Hand-

werkszünfte. Ich stimme keinesweges mit denen ein, welche alle solche Zünfte überhaupt als unnüz und dem Gewerbe eines Staats schädlich ansehen. Ich habe darüber in der Abhandlung von dem Geldes-Umlauf vieles gesagt, was ich hier nicht wiederholen darf. Ich stimme auch den vom Herrn Prof. Fischer in seiner Geschichte des deutschen Handels gegebenen Beweisen bei, daß der Anfang des deutschen Manufactur-Handels in der Errichtung der Handwerkszünfte seinen Grund habe. Allein die Zeiten haben darin vieles verändert. Hamburg, das in mittlern Zeiten eine so beträchtliche Manufacturstadt war, hat von allen denen Manufacturen, welche durch diese Zünfte betrieben wurden, keine mehr, die noch einen erheblichen Gegenstand des Handels ausmachte; und die erheblichsten Manufacturen, welche es jezt betreibt, stehen nicht unter Zünften und Innungen. Wäre schon damals die Zuckersiederei und Cattunmanufactur eine Innung geworden, so mögte Hamburg jezt beider schwerlich noch als einer Hauptquelle seines Nahrungsstandes sich erfreuen dürfen. Dagegen werden so viele Bedürfnisse des Lebens und des Wollebens, zu deren Verfertigung noch immer dem Namen nach die alten Zünfte allein in der Stadt berechtiget sind, bei der grossen Freiheit des Handels aus der Ferne als Handlungswaare herbei geschaft, von dem Bürger gekauft und verbraucht. Jezt ist also alles, was einzelne Innungen bei uns bewirken, dieses, daß in der Stadt von niemandem, als der der Innung angehört, verfertigt werden darf, was doch tausende, die wir nicht kennen, und mit denen wir

in

in ganz keiner gesellschaftlichen Verbindung stehen, für uns verfertigen und uns verkaufen dürfen, wenn sie es uns nur als Handelswaare zusenden.

Eine Hauptursache, welche die durch Innungen betriebenen Manufacturen in unsern Handelsstädten niedergeschlagen hat, ist doch ohne Zweifel der gestiegene Lohn der ersten Hand. Wenn niemand mehr sich zum Wollkämmen oder Wollespinnen entschliessen will oder kann, weil er fühlt, daß er bei dem ihm angebotenen Lohn in dem städtischen Leben nicht Brod halten könne, so sitzt der Tuchweber und Tuchscherer müssig, und es hilft ihm zu nichts, Mitglied einer Innung zu sein; zu nichts hilft ihm das Recht, einem jeden Fremdling, der neben ihm Tuch weben und Tuch scheren will, dies wehren zu können. Er selbst und seine Innung werden mit diesem vorzüglichen Rechte zu Grunde gehen.

Schon vor zwanzig Jahren war in Hamburg die Innung der Raschenmacher so herunter gekommen, daß nur ein einziger Mann noch übrig war, der die ganze Innung vorstellte. Die Armenpflege unsrer Stadt wollte diese Manufactur in ihrem Werkhause einführen. Aber sie konnte und durfte nicht. Das Recht dieses einzigen Mannes, Rasche für die ganze Stadt zu machen, stand im Wege. Aber das Recht, die Einfuhr und den Verkauf von tausenden Stücken Rasch in eben dieser Stadt zu hindern, hatte er nicht. Endlich starb der Mann, und mit ihm starb die Innung aus. Nun konnte das Werkhaus der Manufactur sich annehmen, und stand bekanntlich wol dabei.

Wol einem jeden Staate, in welchem die iura singulorum, und wären es auch iura unius singuli contra omnes, so sehr beachtet werden. Dieß ist immer zu vielen Dingen gut. Aber wenn es denn doch iura singulorum sind, so müssen sie auch als solche nur angesehen werden. Die einzelnen Männer, die von einer ehemals blühenden und nun verfallenen Innung noch übrig sind, haben immer das Recht, zu verlangen, daß, weil sie noch da sind, ihnen ihr Brod, so viel sie dessen noch haben, nicht entzogen werde. Sie können darauf dringen, daß bei jeder zum allgemeinen Besten gemachten neuen Einrichtung, wenn dieselbe ihren bisherigen Erwerb trifft, vorzüglich für sie gesorgt werde. Freilich müssen sie beweisen können, daß sie die für dieses Geschäfte erfoderliche Kenntnis, Geschicklichkeit und Uebung nach wie vor besitzen. Daran kann es manchmal der in Verfall gerahtenen Handwerkszunft einer einzelnen Stadt fehlen. Oft ist es die Folge, oft aber auch die Ursache ihres Verfalls, daß eine solche Zunft bei allen auswärtigen Zunftgenossen faul geworden, das heißt, in ein solches Mißverständniß gerathen ist, bei welchem, so lange es dauert, weder ein Geselle, der an einem solchen Orte ausgelernt hat, zu andern reisen und dort noch zulernen, noch ein fremder Geselle bei Meistern der faulen Zunft in Brod gehen darf. Das Einverständnis der Innungen an verschiedenen entfernten Orten ist in dieser Rücksicht eine sehr gute Sache. Diesem hat man es zu danken, daß in Manufacturen, die noch von Zünften betrieben werden, nicht lange eine vorteilhafte Erfindung oder Handgrif ein Geheim-

heimniß bleibt, wie beide es oft in Manufacturen bleiben, die ein freieres Gewerbe sind. Aber desto klärer ist es auch, daß eine Zunft, die aus diesem Einverständniß heraus gefallen ist, in Verfall gerathen müsse. Ist sie in diesem Fall, so muß, zu ihrem eigenen Besten, ihr auferlegt werden, dieß Einverständniß wieder herzustellen, und erst dann, wenn dieß geschehen, genießt sie der Billigkeit nach das Recht wieder, daß man sie vorzüglich mit Arbeit versorgen muß. Sie können verlangen, daß nicht nur ihre Zahl mit den für sie arbeitenden Gesellen für jetzt, sondern auch fürs künftige im Bestande erhalten, und ihnen die von der Armenpflege bewirkte Arbeit vorzüglich zugeteilt werde, so viel sie deren fertig schaffen können. Man kann ihnen auch noch eine verhältnißmäßige Erweiterung ihres Erwerbes zugestehen, um ihre jetzige Lage mit der neuen Anstalt zu verbessern. Aber sie können doch nicht für Menschen ihrer Innung streben, die nicht existiren, und den vorwaltenden Umständen nach nicht existiren können. Jener Raschenmacher übte nicht sein Recht allein, welchem leicht hätte ein Genüge geschehen können, sondern das Recht aller Raschenmacher aus, die jemals in jener Stadt existirt hatten, und aller Raschenmacher im Reiche der Möglichkeit, die in derselben existiren konnten, wenn die Umstände noch so, wie ehemals gewesen wären; und dabei lebte und starb er in Dürftigkeit.

Indessen würde es die Armenpflege sehr erleichtern, wenn sie nur zum Zweck setzte, die Arbeit der ersten Hand unter die arbeitslosen Armen zu verbreiten, und mit einer Zubusse,

die so unvermeidlich als zweckmässig ist, deren Preis zum Vorteil der in dem Staat schon bestehenden Manufacturen so herunter zu setzen, daß die letzte Hand gehörig dabey bestehen, und auf einen sichern Absatz rechnen könnte. Die Rechnung würde alsdann viel reiner und die Direction viel leichter sein, als wenn sie sich der ganzen Manufactur annimmt. Wäre denn die Innung, welcher diese Manufactur angehört, zahlreich genug, um den Vorraht des Materials zu verarbeiten, den ihr nun die Armenpflege zu dem Preise, mit welchem sie sicher bestehen kann, liefert, so hätte keine Collision Statt. Aber dieß wird nicht der Fall in einer Stadt sein, wo die Innungen mit den Manufacturen schon lange in Verfall gerahten sind. Wenn dann aber diese eingestehen müssen, daß sie den ihnen in dem Lohn der ersten Hand geschafften Vorteil nicht ganz geniessen können, so giebt es, dünkt mich, die Natur der Sache, daß ihrem Rechte alles mögliche zur Genüge geschehen sei, und daß nunmehro die Armenpflege, jenen ganz unbeschadet, der Arbeit der ersten Hand durch jedes dazu anwendbare Paar Menschenhände, die Vollendung geben lassen dürfe.

Dieser Umstand ist so wichtig, daß ich mir nicht verbieten kann, hier noch demjenigen, was ich oben von der Ursache der schwachen Bevölkerung unsrer Nordischen Handelsstädte gesagt habe, eine zweite beizufügen, welche insonderheit auf Hamburg und seine Schwester-Städte, Lübeck und Bremen, zutrift. Sie ist diese: von allem Segen, welchen die grosse Handlung diesen Städten zuführt, kömmt so gar wenig den nie-

niedrigen Volksclassen in denselben zu Gute. So wenig von demjenigen Gelde, das der vermehrte Aufwand des bereicherten Kaufmanns wieder ausstreuet, giebt ihnen einigen Verdienst. Lebensmittel giebt der Nachbar. Auf diese kann der geringe Mann nur durch Vorhökerei gewinnen, so weit sie ihm erlaubt ist. Aber zu fast allem übrigen, selbst zu den nohtwendigsten Bedürfnissen des Lebens seines reichen Mitbürgers, wird seine Arbeit und Handreichung wenig gefodert. Wir werden uns doch nicht scheuen dürfen, öffentlich einzugestehen, daß die Handlung dieser Städte seit vier Jahren sich besser, als vorher, gestanden habe. Dieß hat grossen Verdienst unter denjenigen Teil des geringen Standes gebracht, dessen Handreichung der Kaufmann braucht, und dessen Lohn auf seinem Handlungs-Unkosten-Conto erscheint. Allein dem übrigen geringen Haufen ist wenig von diesem Segen zugeflossen. Dieß zeigt sich in allen Umständen. Unsre grossen zur Handlung bequemen Häuser steigen am Wehrt. Aber noch steigt nicht der Wehrt der Wohnungen des geringen Mannes. Denn unsre Credit-Casse hat noch nichts mehr tuhn können, als den Wehrt dieser Wohnungen so, wie sie ihn bei ihrem Anfange fand, zu erhalten. Ein Steigen desselben kann nicht eher erfolgen, als wenn deren Einkünfte steigen oder gewisser werden. Die Gassen-Bettelei hat aufs höchste zugenommen, ungeachtet der letzte Winter einige hundert Menschen weggenommen hat, die, wenn sie nicht ins Grab gesunken wären, nichts bessers tuhn, als betteln könnten. Wenn Du, lieber Leser! dem allen noch nicht geglaubt hast, was ich Dir von der

Verwüstung gesagt habe, die ein strenger Winter unter Deinen geringen Mitbürgern anrichtet, so sieh unsre jetzt erschienene Todten-Liste an. Es sind 800 Menschen (nur auf Lutherischen Kirchhöfen) mehr begraben, als geboren! Solch ein tödliches Jahr hat Hamburg vielleicht seit 1713 und 1772 nicht gehabt. Und doch hat niemand in demselben von einer nur schwachen Epidemie etwas gehört. So wenig ist demnach von allem Segen, den Du seit vier Jahren in Deinem Gewinn- und Verlust-Conto zu Buche stelltest, diesen Elenden zu Gute gekommen! Und wie kann es ihnen zu Gute kommen, wenn zu so vielen Bedürfnissen, die Du täglich hast, fast nichts von ihrer Arbeit verlangt wird; wenn sie Dir kaum noch zuweilen einen Strumpf stricken, und zu den gröbern Zeugen, die Du, Dein Weib und Deine Kinder unter euren bessern Kleidern versteckt, nicht den Faden spinnen; wenn Du ihnen nicht einmal zu Hülfe kömmst, daß sie selbst einander durch Verfertigung der nohtwendigsten Kleidung Verdienst geben können; wenn ein jeder Vorschlag, ihnen die Verfertigung nur derjenigen Zeuge zuzuwenden, die in so manchem Lande der Landmann sich selbst zu machen versteht, durch den Widerspruch irgend einer auf wenige Mitglieder herab gekommenen Innung rückgängig gemacht werden kann? Von den heilsamen Wirkungen des Geld-umlaufs, welche den Erwerb von den ersten Mitgliedern eines Staats auf die letzten hinaus verteilen, hat wenig oder nichts bei uns Statt. Tausende werden gewonnen, und gehen wieder hinaus. Sie mögten immer wieder hinausgehen. Sie werden in einer Stadt, die

so

so wenig eignes Gebiet hat, nicht gehalten werden können. Aber sie sollten doch vorher einen kurzen Umlauf durch die Hände der Niedrigen im Volk gemacht haben. Den können sie nicht bewirken. Aber Du müßtest ihn bewirken, müßtest dafür sorgen, müßtest wissen, müßtest wenigstens ernsthaft darauf denken, wie es anzufangen sei, der du Verstand und Einsicht genug hast, diese Tausende zu erwerben!

Eine fünfte Schwierigkeit, welche vorjezt einem Vorschlage dieser Art in unsern Gegenden sehr im Wege steht, ist der schwere Münzfuß. Es ist unmöglich, daß ein Staat in solchen Manufacturen, welche viel Geld in täglicher Auslohnung für die Arbeit der ersten Hand erfodern, in der Concurrenz mit einem andern Staate bestehen könne, dessen Münze 20 bis 30 Procent leichter, als die seinige unter gleichen Benennungen und ähnlichen Einteilungen, ist. Ich habe dieß in meiner Abhandlung von dem Geldes-Umlaufe umständlich gezeigt, und bin überzeugt, daß die Hauptursache, warum sich gerade diese Manufacturen aus Hamburg verlohren haben, wenn andre so gut bestehen können, welche ein starkes Capital zur Anlage und zum Ankauf des anderswo producirten und zubereiteten Materials, aber im Verhältniß weniger in der Auslohnung erfodern, darin liege, daß unser Tahler $\frac{3}{34}$ einer Mark fein vorstellt, wenn der Tahler des übrigen Deutschlands nur $\frac{3}{40}$ oder gar $\frac{1}{16}$ eben dieser Silbermasse ist. Ich bin gewiß, daß Hamburg so wenig, als andre benachbarte Staaten, die noch immer bei dem schweren Münzfusse beharren, in Manufacturen die-

dieser Art es wieder zu einiger Höhe bringen werde, so lange wir bei demselben Münzfuß, auch nur dem Nahmen nach, beharren. Denn der geringe Mann lebt wirklich bei uns kärglich genug, um für sehr geringen Lohn zu arbeiten, wenn nur derjenige, der ihn lohnt, nicht merkte, daß er in dem Verkauf der ausgearbeiteten Waare die wenigen Schillinge, womit er ihn ablohnte, deswegen nicht wieder einziehen könne, weil es schwerere Schillinge, als das acht und vierzigste Teil eines Sächsischen, Preussischen oder in der Gegend des Rheins geltenden Tahlers sind.

Diese Schwierigkeit wirkt dem Zweck der Armenpflege, durch Arbeit der ersten Hand den Armen Verdienst zu schaffen, mächtig entgegen. Der eben angegebene Gedanke, daß sie sich blos dieses Teils der Manufactur annehmen, und den Verdienst der völligen Ausarbeitung den Bürgern des Staats überlassen solle, wird eben dadurch schwer in der Ausführung. Denn der Nachteil von dem zu schweren Münzfuß fällt, wie gesagt, fast ganz auf die Arbeit der ersten Hand. Die zur Vollendung der Waare dienenden Arbeiten, die zwar eine gewisse Anlage, aber nicht so viel Auslohnung erfodern, z. B. die Färberei, das Tuchscheeren, Tuchpressen, das Bleichen, das Glätten anderer Zeuge, leiden weniger darunter. Der Verdienst darauf ist überall grösser, und kann beitragen, jenen Verlust in etwas einzuholen. Soll oder will nun die Armenpflege dieser lezten Arbeiten sich nicht annehmen, so fällt der Verlust, den der schwere Münzfuß notwendig macht, ganz auf sie. Verlust muß sie immer sich gefallen lassen, wenn sie

Manufacturen zum Besten der Armuht in Gang setzen und darin erhalten will. Aber ob nun derselbe nicht so groß werden würde, daß denen Scheingründen ein Gewicht wiederum entstünde, mit welchen man dergleichen Anstalten gern zu bestreiten pflegt, mag ich nicht behaupten. Hier wird ein Exempel nöhtig sein:

Gesetzt eine auf diesen so sehr zu wünschenden Zweck eingerichtete Armenpflege nähme unter andern zur Aussicht, die so sehr bey uns in Abgang gerahtenen Sammit- und dieser ähnliche Manufacturen in Trippen, Plüschen u. dgl. wieder herzustellen. Der Gedanke würde vergeblich sein, wenn sie nicht auf einen Verlust von 15 P. C. Anschlag machte, falls sie die Manufactur ganz betriebe. Aber nun nähme sie sich der ersten Arbeit allein an, um arbeitlosen Weibern und Kindern einen jetzt fast ganz verlohrnen Verdienst wieder zu verschaffen. Sie würde eine Anlage machen müssen, welche diese Manufactur sonst nie bei uns nötig hatte, nemlich die von grossen, wenn gleich leichtgebauten Arbeits-Sälen, weil die Seide und Baumwolle nicht den Leuten anvertraut und in ihre schmutzige Hütten gegeben werden kann. Sie müßte von diesem Capital wenigstens 7 P. C. rechnen. Achtzehn P. C. opferte sie in der Auslohnung auf, um das Material so wolfeil auf den Webestuhl zu bringen, als notwendig erfodert würde, um Preis zu halten. Wenn sie zum Weben die Leute wählte, welche ihr aufs wolfeilste arbeiten, und der übrigen Arbeit zur Vollendung der Waare, des Färbens und andern Appretur sich annähme, so könnte sie allenfalls beim endlichen Verkauf der

Waare noch 10 P. C. von jenem Verlust wieder einholen. Ueberläßt sie aber das alles denen Bürgern der Stadt, die auf einen solchen Verdienst Anspruch machen, und die nicht auf blossen Unterhalt, wie die übrigen von ihr in Arbeit gesetzten Menschen, sondern auf Gewinn arbeiten, so wäre es zwar fürs Ganze immer gut, aber die Armenpflege trüge doch den ganzen Verlust von 18 Procent aufs Arbeitslohn, und 7 Procent auf die Gebäude.

Wäre nicht der schwere Münzfuß, so mögte vielleicht eine Zubusse von 10 P. C. auf den Lohn der ersten Hand hinreichend sein. Die Vorteile, welche eine See- und Handelsstadt in dem Einkauf der Materialien und den dabey vorfallenden Geld-Umsätzen hat, der durch die übrige Handlung erleichterte Vertrieb, insonderheit aber die von einem geringern Münzfuß zu erwartende Verringerung des Lohns der übrigen Arbeit, mögten dann noch wol das übrige gut machen, was noch der Rechnung, um mit dem Preise völlig auszukommen, abgehen mögte. Ich habe jetzt nur ein Exempel gesucht, und mag die Rechnung nicht ins Reine bringen. Aber man frage doch diejenigen unter unsern Mitbürgern, welche diese und andre seit etwa vierzig Jahren bei uns gesunkene Manufacturen noch schwach fortsetzen, ob sie nicht mit jeder fremden Nation Preis zu halten sich getrauen, wenn ihnen eine Aushülfe von zehn Procent zu Gute käme, und sie den Lohn der übrigen ihnen nötigen Hände nach eben dem Münzfuß behandeln könnten, nach welchem man im Reiche an den Weber, Färber und Appretör auslohnt?

Doch

Doch ich schweife fast zu weit vom Ziel ab. Das Resultat von der richtigen Erwägung jener Schwierigkeit ist dieses: Wenn in einem Staat, der einen zu schweren Münzfuß hat, und davon nicht abgehen zu können glaubt, die Armenpflege in dem einzigen richtigen Wege verfahren, und die müssigen Hände zur Arbeit zurückbringen will, so muß sie dieß mit einer grössern Zubusse tuhn, als welche bei einem leichtern Münzfusse nötig sein würde. Aber diese Zubusse bleibt doch immer nur ein mässiger Teil desjenigen Aufwandes, welcher alsdann notwendig bleibt, wenn man nicht die Verarmenden durch Arbeit und Verdienst vom Elende retten, sondern nur die schon Verarmten nohtdürftig versorgen will.

Die sechste Hauptfolge von jener Entstehungsart der Armuht in nordischen Handelsstädten ist diese: Die Armenpflege wird in denselben zu einem Geschäfte, welches mit einer nicht gemeinen Sorgfalt, planmässig und mit genauerer Uebersicht des Ganzen und der Teile, betrieben werden muß. Die Verarmung hat hier unabwendliche Ursachen, die sie nicht eben so in südlichen, in Manufactur- oder grossen Residenzstädten hat. Trägheit und üble Wirtschaft sind bei uns nur Neben-Ursachen.

Beiläufig muß ich hier noch anmerken, daß die Völlerei jezt ein seltenes Laster unsers gemeinen Mannes ist. Man sehe doch den Zug von Menschen, der an Sonn- und Festtagen des Abends auf der Rückkehr von seinen Vergnügungen zu unsern Tohren einzieht. Wie selten sieht man jetzt einen Menschen darunter, der sich im Trunk übernommen hat! In meiner Jugend

gend hätte man deren hunderte an Einem solchen Abend zählen mögen. Nichts war damals gewöhnlicher in unsern Gassen, als Aufläufe über einen von Gassenbuben verfolgten Trunkenbold. Wenn ich arme Weiber über die Ursache ihrer Verarmung ausfrage, so kömmt mir doch nur selten eine vor, die sich beklagte, daß sie durch Liederlichkeit oder bösliche Verlassung von ihrem Manne ins Elend gerahten sei. Fast alle klagen über den Verlust ihres Versorgers durch Tod, Krankheit, oder über dessen Arbeitlosigkeit. Man sage nicht, daß dieß wenig beweise, und daß diese Leute nur vorwenden, was ihnen zuerst einfällt. Ein durch Schuld ihres Mannes verarmtes Weib sagt dieß gewiß zuerst. Diese Elenden bringen gern alles bei, was sie als Ursache ihrer gegenwärtigen Noht anführen können. Sie müssen es tuhn, um der ihnen oft noch so grundlos gegebenen Antwort: warum arbeitet ihr nicht? etwas entgegen zu setzen. Seit vielen Jahren, da ich weiß, wie so wenig durch seine Schuld der Arme bei uns arbeitlos wird, habe ich diese Antwort keinem gegeben. Sie scheint mir in Hamburg eben so übel angebracht zu sein, als die Antwort jener Prinzessin, die, als sie hörte, daß in ihres Durchlauchtigen Herrn Vaters Staaten so viel Arme wären, und über Hunger klagten, lebhaft ausrief: Aber warum essen denn diese Menschen nicht wenigstens weiß Brodt und Käse? Ueberhaupt wage ich zu behaupten, daß der geringe Mann bei uns, so lange es mit seinem Nahrungsstande nur erträglich geht, begnügsamer, häuslicher, und an seiner Verarmung unschuldiger sei, als in vielen andern

grossen

grossen Städten. Ich hoffe auch, daß diese meine Behauptung in dem Zeugnisse unserer Herren Seelsorger ihre Bestättigung finden werde. Von schlechter Wirtschaft im Mittelstande, oder bei solchen, die durch ein einstweiliges Glück aus dem geringen Stande sich empor gehoben hatten, sind freilich die Beispiele desto häufiger.

Unbegreiflich ist es in der Taht, man mag es überrechnen, wie man will, mit wie wenigem Gelde manche Menschen in unsrer Stadt sich behelfen, die doch noch nicht betteln. Mir entstand vor einigen Monaten eine Veranlassung, einer armen Witwe mit ihrer Tochter mich auf gewisse Weise anzunehmen. Ich fand zwei ausgehungerte Leute; die Mutter siebenzig Jahre alt, auf Stroh mit einem Stück Bette zur Decke; die Tochter noch anscheinend gesund, aber ohne ein Bett für sich. Ich sagte der Mutter, sie würde es ja ungemein viel besser haben, wenn sie auf den Pesthof käme, und die Tochter, wenn sie für den geringsten Lohn in Dienst ginge. Sie rechneten mir aber vor, daß sie jetzt noch, die Mutter mit Zuchthaus- und Kirchengeldern, die Tochter mit einem Bischen Knütterei auf sechs und zwanzig Schillinge die Woche es brächten, und so beisammen sich erhalten könnten. So hatten diese Leute den fürchterlichen Winter ausgehalten, und waren noch sehr abgeneigt, meinem Raht zu folgen, als die Mutter starb. Den redendsten Beweis giebt das so überaus kleine Kostgeld ab, für welches Kinder, wenn sie schon entwöhnt sind, insonderheit auch die vom Waisenhause aufgenommene,

 bei

bei geringen Weibern untergebracht werden können. Man kann doch die Miethe damit gut machen, sagen sie gewöhnlich.

Die Concurrenz solcher Leute, die auch den kleinsten Verdienst noch immer vorlieb nehmen, ehe sie betteln gehn, wird in der Taht in manchen Fällen sehr von denen gemißbraucht, die ihre Arbeit benutzen. Ich fragte neulich eine arme Witwe, ob sie denn nicht eine Art Arbeit verstehe, die sie etwas nähren könne? — Ich mache Peruckennetze. — Das lohnt ja wol gut: sagte ich. (Denn ich rechnete, daß das Netz zu einer Perucke, die mit mehreren Tahlern bezahlt wird, doch noch wol vier Schillinge Arbeitslohn tragen könnte.) Sonst lohnte es ziemlich, antwortete sie; aber jetzt sind der Leute zu viel, die sie machen. Ich bekomme nur zwei Schillinge. Der Zwirn, den ich zutuhn muß, kostet einen Schilling. — Wie viel macht ihr denn im Tage? — Nur eins. Als mein Mann noch lebte, (dieser war der oben erwähnte am Beinbruch gestorbene) der es mich gelehrt hat, und meine Stieftochter noch bei mir war, da machten wir Winters, wenn mein Mann nichts zu tuhn hatte, drei Stücke täglich. Das brachte noch etwas Geld ins Haus, und das Licht, das ich nun allein dabei verbrennen muß, diente für uns drei. — Man sage doch, ob an einem Orte, wo man auf so viele Menschen rechnen kann, die auch den kleinsten Verdienst so gern vorlieb nehmen, lieber, als daß sie bettelten, es schwer halten könne, schickliche Arbeiten in Gang zu setzen, bei denen doch mehr Möglichkeit sich zu erhalten Statt hat, als bei der Verfertigung

von

von Perückennetzen. In den Deutschen Bergstädten bekömmt der gemeine Bergmann zwanzig Gutegroschen wöchentlich. Darauf nimmt er ein Weib, und zeugt eine Reihe von Kindern. Wenn nur Söhne darunter sind, die mit dem siebenten Jahre zum Pochen gehen, und einen Gutengroschen täglich einbringen, so hat er keine Noht zu fürchten. Wie manche geringe noch nicht bettelnde Familie würde sich glücklich schätzen, wenn eine Art von Arbeit da wäre, durch welche jedes Kind, Knabe oder Mädchen, vom siebenten Jahre an nur Einen Schilling täglich sicher erwerben könnte!

Diese lange Anmerkung hätte zwar schon oben ihren bessern Platz gefunden. Aber man lasse sie doch hier auch als einen Grund gelten, warum insonderheit in Hamburg unsre armen Mitbürger ein näheres Anrecht an eine solche Vorsorge ihrer Obrigkeit und ihrer begüterten Mitbürger haben, durch welche ihrem Elende, so viel möglich, aus dem Grunde abgeholfen, und sogar vorgebeugt werde.

Der erste Schritt dazu ist eine allgemeine Uebersicht der Anzahl der Armen in einer Stadt, und ihres dermaligen Zustandes, nach welchem sie in Classen von Arbeitsfähigen, und zum Teil oder ganz zu aller Arbeit unfähigen eingeteilt werden. Diese allgemeine Uebersicht hat mancher Stadt ihre Last, die sie von den Armen hatte oder vermuhtete, viel leichter erscheinen gemacht, indem sich die Zahl der zur Arbeit unfähigen unter aller Erwartung klein fand. Man hat mir versichert, daß in Berlin bei der zum

Behuf der dortigen neuen Armen-Anstalten vorgenommenen Aufzählung und Classification der Armen nur siebenzig zur Arbeit ganz unfähige Personen aufgefunden sein; die Kinder ungerechnet, welche das Potsdamische Waisenhaus ohne Anstand aufnimmt. Ein gleiches wage ich nicht für Hamburg zu hoffen. Der Krüppel und der Alten sind zu viel bei uns, ausser denen, welche der Pesthof schon aufgenommen hat.

Dieser Schritt muß natürlich mit einer Uebersicht aller derer Kräfte begleitet sein, mit welchen der Staat bisher seiner Armen sich angenommen hat, und ihrer ferner sich annehmen zu können glaubt. Oeffentliche Stiftungen, schon lange bestandene Hospitäler, Beihülfen aus Vermächtnissen an Gelde oder in sogenannten Gotteswohnungen, Zuschuß von Gaben bei öffentlichen Sammlungen oder durch nohtwendig gewordene Contributionen, dieß alles muß in Eine Rechnung gebracht werden, auf deren zweiter Seite das, was bisher dafür Teilweise geleistet worden, sich beisammen finden muß. Das sich daraus sammelnde Total wird in einer Stadt, wo man zur überlegten Woltähtigkeit so sehr geneigt, und auch gewöhnt ist, selbst dem muhtwilligen Bettler zu geben, um nur seines Geschreies los zu werden, nicht an die Summe reichen, welche man von dieser Woltähtigkeit als freiwilligen Zuschuß zu erwarten hat. Aber sie ist doch das erste und gewisseste Datum in dem über das Ganze zu machendem Anschlage.

Diese Untersuchung hat eine gleiche Nohtwendigkeit, es mag die blosse Versorgung der Verarm-

armten, oder ihre Zurückbringung zur Arbeit zum Zweck der verbesserten Armenpflege gesetzt werden. Wenn auch das letzte die Absicht ist, so muß doch in einer Stadt, die nicht eigentlich eine Manufactur-Stadt ist, der Anfang mit dem ersten gemacht werden. Es ist klar, daß die Stadt, die nicht weiter zu gehen denkt, als ihre Armen schlechthin zu versorgen, sich einer weit grössern Last unterziehe, als diejenige, die schon sogleich den Anfang machen kann, ihren Armen eine für sie schickliche Arbeit zu geben. Dem Ansehen nach müßte also hier die Schwierigkeit grösser ausfallen. Und doch ist es keiner unsrer benachbarten Städte, die nur dieß zu tuhn gesucht hat, mislungen. Unsere Schwesterstadt Lübeck setzte ihre neueingerichtete Armenpflege im vorigen Jahre in Gang. Sie hatte, wie ich aus den mir von einem würdigen Freunde, der an der Direction Teil nimmt, mitgeteilten Papieren einsehe, nur die Versorgung der Nohtleidenden durch Geldzuschuß, nicht durch Arbeit, zur Absicht. Sie hatte vielen Widerspruch gefunden, und man fürchtete, die Folge von der Abneigung mancher in dem kärglichen oder ganz zurückgehaltenem Beitrage zu erfahren. Der Winter, in welchem sie angefangen wurde, ward über alle Erwartung böse, und man mußte fürchten, daß dadurch allein, bei entstehender Unzulänglichkeit der eingesammelten Beiträge für diese nicht erwartete Noht, das Institut in seiner Kindheit scheitern würde. Das aber ist nicht geschehen, sondern die Sache geht aufs beste fort, und jeder Rechtschaffene freut sich, für eben das, oder noch

für ein geringeres, als was ihm sonst seine Almosen kosteten, seine nohtleidenden Miteinwohner ordentlicher und den Umständen gemässer, als ehemals, versorgt zu wissen.

Eine solche Armenpflege ist gewiß die beste Vorbereitung zu dem zweiten fürs Ganze immer wichtigern Schritt, nemlich der Versorgung der Arbeitsfähigen durch Arbeit. Diese kann nicht vorwärts gehen, ohne eine genaue Kenntnis aller einzelnen Armen und die Beurteilung ihres Zustandes durch mehrere Personen, die ihnen nahe genug leben, und, wenn sie auch ohne eignen Nutzen Parteiligkeit üben wollten, die Einrede ihrer Gehülfen in dem Geschäfte scheuen müssen. Wenn man in einer Stadt, die keine für die Aushülfe der Armen schickliche Manufacturen im Gange hat, ohne diese allgemeine und speciale Kentnis der Armen neue oder in Abnahme gerahtene Beschäftigungen derselben in Gang setzen wollte, so würde der heilsame Anschlag bei dem ersten Versuche scheitern.

Eben deswegen verbiete ich mir, das Geringste, was einem nähern Vorschlage ähnlich sehen mögte, hier beizufügen, und bitte meine Leser, auch das, was ich oben Beispiels halber beigebracht habe, nicht als solche Vorschläge anzusehen. Zu dem ersten Schritte braucht es keiner Vorschläge mehr. Die Sache ist in so mancher Stadt unter ähnlichen Schwierigkeiten versucht und glücklich ausgeführt, Modificationen auch des besten Plans erfodern allenthalben die Local-Umstände. Aber wenn haben jemals Modificationen einem Rechtschaffnen Mühe gemacht, der jene Local-Umstände kennt,

kennt, die Nohtwendigkeit einer guten Sache durchschaut, und sie ernsthaft will?

Ausländer, die diese Blätter lesen, und Hamburg nicht schon kennen, mögten vielleicht verleitet werden, anzunehmen, als wenn unsre Armenpflege, so wie sie jezt besteht, so sehr unvollkommen, und die Hamburgische fast zu sehr berufene und so manchen unsrer Woltahten unwürdigen Fremdling uns zuführende Woltähtigkeit so ganz regellos sei. Um dieser Leser willen muß ich hinzusetzen, was hier jedermann wissen kann, daß vielleicht in keiner derjenigen Städte, welche seit einigen Jahren ihr Armenwesen so glücklich in Ordnung gebracht haben, durch die schon vorhandenen Armenanstalten so viel für diesen grossen Zweck vorbereitet gewesen sei. In unserm Werk- und Zuchthause wird der von den Gassen eingeholte Bettler sowol, als der Züchtling, mit so vielen und so mancherlei Arbeiten in so guter Ordnung beschäftigt, daß es mir wirklich eine grosse, wiewol nicht ganz unerwartete Freude war, im abgewichenen Sommer von einem der ersten deutschen Manufacturisten zu hören, daß das, was er da sah, alle seine Vorstellung überträfe. Die unter die Herren Vorsteher eben dieses Werkhauses gestellte Armen-Ordnung giebt keinem Armen ohne vorgängige Untersuchung seines Zustandes und seiner Arbeitsfähigkeit. Daneben werden die aus jeder Hauptkirche gereichten Almosen bestimmten Personen wöchentlich ausgezahlt. Nur dies Eine darf hinzukommen, daß Ein Ganzes aus diesem allen gemacht, und in Einem Entwurfe überhaupt,

 aber

aber teilweise der Kentnis gemäß, die man von dem Zustande und Bedürfnis jedes Armen hat, gehandelt werde. Bis dahin können wir einzeln unserm Mitleiden nicht verbieten, dem mitzuteilen, der mit oder ohne Grund uns sagt, daß er in dieser abgesonderten Armenpflege noch übersehen, oder nach seinem Zustande noch nicht genug versorgt sei. In jenen so oft erwähnten Städten weiß nun ein jeder Bürger von jedem ihm ganz unbekannten Armen, daß dieser Vorwand nichtig sei. Er kann sich auf die Einzige Armenpflege seiner Stadt verlassen, daß sie keinen wirklich Armen oder Arbeitslosen übersehe.

Mittlerweile haben wir, die wir noch gerne nach unserm Vermögen woltuhn, mehr Kummer, als Freude, von unserm Mitleiden und unsrer Woltätigkeit. Wer ist unter uns, der nicht mit einzelnen Armen in Bekanntschaft, ja auch in näherer Verbindung stünde, deren Unschuld an ihrer Armuht er deutlich einsieht, und von Grund der Seele ihnen zu helfen wünscht? Aber wer ist, der allen diesen, so wie sie es verdienen und bedürfen, helfen könnte? Dieß Vergnügen können auch Könige und Fürsten nicht anders, als durch eine wolgeordnete Armenpflege, sich verschaffen. So geben wir dann, was wir können, und helfen einstweiligem Hunger ab, haben aber nie die Freude, der Noht eines Armen ganz abzuhelfen, ohne wenn es uns gelingt, eine Art von Arbeit auszufinden, welche ihm sein Brod wenigstens nohtdürftig giebt. Aber eben das ist uns jezt in Hamburg schwerer, als jemals. Es bleibt immer wahr: Viele können

Einem helfen. Aber wie weisen wir Einen solchen Unglücklichen diesen vielen zu. Bei allem meinem guten Willen ist kein Mensch unfähiger, als ich, irgend jemand geradezu für einen Armen anzusprechen. Dieß ist überhaupt wenigen gegeben. Es giebt Fälle, in denen man einem solchen Menschen nicht anders rahten kann, als: Stelle dich auf die Gasse, und bettle! Aber da steht er dann unter so vielen, die alle von vielen geholfen sein wollen, wird unter diesen übersehen, und bekömmt, wenn es ihm sehr glückt, nichts als einstweilige Hülfe.

So bald aber eine allgemeine wolgeordnete Armenpflege da ist, so können wir uns unsrer Woltähtigkeit lebhaft erfreuen. Wir wissen, daß das, was wir zu dieser beitragen, angewandt werde, nicht als einstweilige Hülfe, sondern zur dauernden Versorgung der Armen, die wir kennen und nicht kennen. Das, was wir dann noch solchen Armen zuwenden, denen wir vorzüglich wolwollen, kömmt ihnen nun erst recht zu Gute. Wenn wir den Nackten kleiden, oder ihm ein Bett geben, so wissen wir, daß dieß Kleid, dieß Bett nicht mehr zu den Wucherern, zu diesen Blutigeln gehen werde, die sich in einer grossen Stadt um so viel besser befinden, je allgemeiner der Verdienstmangel, zumal bei einem strengen Winter, wird.

Ich habe schon gesagt, daß ich mir nicht viele Wirkung davon verspreche, wenn ich für die gute Sache der Armen so oft und laut in diesen Blättern rede. Sollte dennoch unsre Stadt sich bald einer vollkommnern Armenpflege zu erfreuen

 haben

haben, so werde ich nicht so eitel sein, es als eine Folge meiner Schriftstellerei anzusehen, sondern mit jedem gutdenkenden Mitbürger und mit denen Armen, denen daraus Hülfe entsteht, es den erweiterten Einsichten solcher Männer danken, die auf einen so grossen gemeinnützigen Zweck thätiger, als ich, einzuwirken im Stande sind. Sollte ich diß aber nicht erleben, nun, so sein diese Blätter der Hofnung beßrer Zeiten gewidmet!

Bis zu deren Erfüllung aber Genade dann Gott denen vielen Tausenden, die im vergeblichen Vertrauen auf den Verdienst und die Arbeit, die Hamburg seinen niedrigen Bürgern geben könnte, und nicht giebt, ihre mühseligen Tage bei uns zuzubringen wagen!

Zusatz.

Während des Abdruckes vorstehender Abhandlung seit dem 20sten Dec. v. J. haben mir so viele gutdenkende Mitbürger den Eindruck, welchen deren Inhalt auf sie gemacht hat, und ihre eigne Gesinnungen in Ansehung dieser wichtigen Sache lebhaft bezeugt. Aber ich hörte auch die gewöhnliche Klage dabei, daß es unangenehm sei, einen solchen Aufsatz so stückweise zu lesen. Ich habe dieser Klage auch dießmal nachgegeben, und einige Abdrücke im Zusammenhange abziehen lassen, um sie, wie der Ausdruck gewöhnlich ist, als Manuscript, nicht so wol an meine Freunde, als an solche wirksame Freunde der Armen zu verteilen, die vielleicht etwas dazu beitragen wollen und können, um dem Jammer unsrer armen Mitbürger durch bessere Wege, als durch blindlings ausgestreute Almosen, abzuhelfen.

Ich kann mir nicht verbieten, diesem Abdrucke noch einiges anzuhängen, was ich in jene Blätter einzurücken Bedenken trug, da sie viele Leser in der Fremde haben.

Mein Mistrauen, ob wir in unsrer Stadt zu einer solchen Armenpflege gelangen werden, wie sie unsrer Lage, nach jenen von mir ausgeführten Gründen, angemessen ist, bleibt immer sehr groß. Ich fürchte für diese gute Sache nicht lauten Widerspruch. Wenn es mit derselben zu mehrerem Ernst kömmt, so wird die

erste Stimme nur Eine sein: die Sache ist gut, ist nohtwendig! Das Uebel, dem man dadurch abhelfen will, ist groß, ist nie so groß gewesen, ist auch für uns nicht mehr auszustehen! — Ich fürchte nicht Abneigung vom Woltuhn. Wer darf diese in Hamburg fürchten? Woltähtigkeit ist eine Volkstugend bei uns, und die wenigen, in deren Herzen sie nicht Wurzel gefaßt hat, die wenigen, deren Nahmen man niemals nennen hört, wenn von Woltähtigkeit die Rede ist, sind gerade der untähtigste Teil des Publicums. Ich fürchte nicht offenbare Entgegenstrebung, auch nicht einmal den versteckten Vorsatz in dem Herzen einzelner Mitbürger, die Sache aus Nebenabsichten zu hindern.

Aber ich fürchte Menschen, die bei dem ersten Entwurfe, und wenn dieser zehnmal verändert wird, bei dem lezten, ihrem Verstande dadurch eine Ehre zu machen suchen werden, daß sie Schwierigkeiten erfinden, und denen, die sie nicht erfinden dürfen, weil jeder ins grosse gehende Vorschlag seine Schwierigkeiten mit sich führt, ein solches Gewicht gleich Anfangs geben, daß sie dem schwächeren unübersteiglich erscheinen. Wahr ist es: der erste Gedanke eines weisen Mannes muß bei jeder wichtigen Sache auf die Schwierigkeiten derselben gehen. Aber sein zweiter Gedanke muß der sein, wie denselben aufs beste abzuhelfen sei. Er muß sie abzuwägen wissen, wie wichtig sie im Verhältnis zu der Hauptsache sein; muß überlegen können, ob sie auf das ganze, oder auf einen Teil des

Entwurfs, und auf welchen sie treffen; ob sie von der Art sein, daß sie die Ausführung hindern, oder nur einen Tag aufhalten dürfen; ob man nicht selbst unter diesen Schwierigkeiten zur Sache schreiten, und bloß zur Aussicht nehmen dürfe, denselben so abzuhelfen, wie sie sich in der Ausführung mehr entwickeln werden. Er muß bei dem Hauptplan-Entwurfe auf Modificationen hinausdenken, dergleichen jeder etwas verwickelte Entwurf in der Folge leiden muß. Wer dieser Ueberlegung nicht fähig ist, gehört nicht zu den Weisen, sondern zu den Schwachen im Volk. Ehre genug für einen solchen, wenn sein Ja oder Nein neben der Stimme der weiseren gilt! Aber er muß auch nicht mehr als Ja oder Nein sagen wollen, wenn die Weiseren reden. Wer aber diese Ueberlegungen zu machen fähig ist, und sie nicht machen will, sondern nur sich freuet, seine Schwierigkeiten geltend zu machen, für den fodere man mir keine Benennung ab.

Man wird es jener Abhandlung ansehen, daß sie größtenteils während des langsamen Abdrucks aufgesetzt ist. Sie hatte ihren ersten Ursprung in einem Tischgespräch mit einem würdigen Freunde, der in Neapel und Sicilien gewesen war, über die Bevölkerung von Neapel und Palermo. Ich brachte den Hauptgedanken, auf welchen mich diese Unterredung leitete, zu Papiere, schrieb während des Drucks fort, was ich glaubte zum Besten unsrer Armen sagen zu müssen, setzte aber doch zuletzt noch manchen

mir entstehenden Gedanken beiseite, welcher den Beweis, daß diese Sache insonderheit für einen Staat, wie Hamburg, eine höchstwichtige Angelegenheit sei, sehr verstärken würde.

Aber noch Eins! Man verdenke es doch ja mir nicht, daß ich insbesondere mich dieser wichtigen Angelegenheit so lebhaft annehme. Man ist in Republiken sehr gewohnt, Neben-Absichten einem jeden beizulegen, der sich in einer Sache tähtig erweiset, die ihn nicht näher angeht, als andre. Aber das ist eben das Unglück unsrer Armen, daß in Ansehung ihrer fast ein jeder denkt: Was gehts mich an? Wenn ich meine Almosen öffentlich und in der Stille weggebe, und dem einstweiligen Bedürfnis, daß mir dieser oder jener Elende klagt, durch meine Gabe abzuhelfen suche, was kann, was darf ich da weiter tuhn? Auch ich kann ja nichts weiter zur Sache thun, als darüber schreiben. Schreibseligkeit ist es indessen nicht, die mich dazu nötigt. Der Gegenstände sind genug, über die mich getraue schreiben zu können; und unterdessen, daß ich diese vier Bogen zusammengeschrieben habe, ist viel andres liegen blieben, daß mir mein Herr Verleger gern und reichlich bezahlt hätte. Für diesen Aufsatz aber zahlt mir niemand etwas. Vielmehr mache ich von diesem besondern Abdrucke gern einem jeden ein Geschenk, bei dem dies geringe Geschenk wol angewandt ist. Also ist es auch nicht Gewinnsucht, die mich treibt. Auch ist es nicht das Bestreben, mich unter meinen Mitbürgern mehr geltend zu machen. Ich

bin mit dem Standpuncte zufrieden, auf den die Vorsehung mich hingestellt hat, zufrieden in einer Republik zu leben, deren Constitution so vorzüglich gut ist, zufrieden mit der Achtung, welche mir die Rechtschaffenen im Volke beweisen, zufrieden mit meiner Lage, die mich ausser Stand setzt, einen Dämagogen abzugeben; aber vielleicht nach der Denkungsart manches Mannes nicht überlegend genug, ob ich nicht etwan mehr thue, als ich nach meiner Lage tuhn sollte. Doch noch immer hat die bürgerliche Gesellschaft grössern Vorteil von denen gehabt, die mehr als das tahten, was Pflicht für sie war, und ihre Lage ihnen zu erlauben schien, als von denen, die gerade nur das tahten, was sie sich zur Pflicht rechneten, und ihre Lage ihnen bequem zu tuhn machte.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Büsch, Johann Georg,

Ueber die Ursachen der Verarmung in Nordischen Handelsstädten, und die wirksamsten Mittel, denselben zu begegnen

Hamburg 1785

Germ.sp. 80 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10018722-1
VD18 14412985